



Inhalt: Die Dame als Reiterin. Von R. v. Steinheim. I. (mit Porträt). — Ein Ball in der vornehmen Welt. Von A. Th. Edgren-Lessler. (Fortsetzung und Schluß). — Jamais. Von Alfred de Musset. — Südfranzösische Poesieen. Übertragen von Alfred Friedmann. — Die Bäderfranken. Von L. P. (mit Stizzen von Ludw. Burger). — Eine Lebensskizze unseres Stares. Von den Brüdern Adolf und Karl Müller (mit Abbildung). — Aus dem Frauenleben (mit Abbildung). — Theater und Musik. — Neue Handarbeiten (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Schach. — Zauberschere für den Familienkreis. — Ausgegrabenes altrömisches Bildwerk. — Auflösungen des Diamant- und Ringrätsels (Seite 211), sowie der Permutationsaufgabe (Seite 232). — Korrespondenz. — Abonnements-Einladung.

Die Dame als Reiterin.

Von R. v. Steinheim.

I.

Das Reiten ist nicht ausschließlich ein Vorrecht der Männer, war es zu keiner Zeit! Von jeher haben sich auch Frauen zur Fortbewegung nach Bedürfnis der Reittiere bedient; nur daß ehemals vielfach Notwendigkeit war, was heute ein ebenso angenehmer wie gesundheitsfördernder Sport ist. Wagen waren beispielsweise im Mittelalter, bei der Unebenheit ja Un-ergründlichkeit der Straßen, für längere Reisen außerordentlich unbequem, oft geradezu unmöglich zu gebrauchen, abgesehen davon, daß ihre Konstruktion noch höchst primitiver Natur war. Die Damen der besseren Stände mußten ihre Reisen deshalb zu Pferde machen, und da sie unter dem Diagonalschritt des Pferdes arg zu leiden hatten, dressierte man zu ihrer Erleichterung den Damenpferden — Zeltern — eine künstliche Gangart, den Paß, an, bei welchem statt der diagonalen Bewegung sich Vorder- und Hinterbeine derselben Seite vorwärts bewegten, und somit eine zwar etwas schwankende, aber ungleich sanftere und somit für lange Touren bequemere Gangart erzielt wurde. Daß das Reiten der Frauen übrigens auch schon den dem Mittelalter vorausgehenden Jahrhunderten etwas Gewöhnliches gewesen sein muß, geht aus der großen Anzahl von rufführenden Frauen hervor, von denen uns Dichtung und Sage zu berichten wissen. So zogen, wie erzählt wird, um die Mitte des 12. Jahrhunderts 300 tapfere Jungfrauen wohlberitten mit Kaiser Konrads Kreuzheer ins heilige Land, und auch im Frieden thaten sich deutsche Frauen oft genug in dieser chevaleresken Kunst hervor. Gern begleiteten sie ihren Herrn und Gebieter auf der Jagd auf Hirsch und Eber, als ganz besonderen Sport aber betrieben sie die Reihetour mit dem Falken. Freilich nicht immer mit Glück! Beide Gemahlinnen Kaiser Maximilians, Maria von Burgund und Blanka Sforza, endeten dabei durch einen Sturz vom Pferde ihr Leben, gleicherweise erlitt Katharina von Medicis dabei zweimal bedeutende Verletzungen.

Was den heut üblichen Quersitz der Damen betrifft, so scheint derselbe vor dem 12. Jahrhundert nur ausnahmsweise angewendet worden zu sein. Es heißt, daß Anna, die Tochter eines böhmischen Königs, angefangen habe, sich eines Quersattels zu bedienen, und daß dessen Gebrauch dann sehr allmählich nach Deutschland und Westeuropa überging. Noch im 13. Jahrhundert scheint er nur hier und da, als vornehme Sitte, gern aufgenommen, und erst im 14. Jahrhundert allgemeiner geworden zu sein. Ein englischer



Erbinprinzessin Charlotte von Meiningen.

Chronist zur Zeit Richards II. erzählt, daß die damaligen Edel-damen hohe Mützen und Hüte und Roben mit langer Schleppe zu Pferde trugen und sich nach dem Beispiele der Königin Anna, welche diese Mode zuerst in England einführte, des Seitensattels bedienten; „dem vordem ritten Frauen jeglichen Standes gleichwie die Männer pflegen.“ Der von Anna und ihren Nachfolgerinnen gebrauchte Sattel war übrigens nur ein einfaches Reitfissen, auf dem man wie auf einem Stuhle saß, wobei die höfische Regel verlangte, daß die Reiterin das Gesicht gegen den Kopf des Tieres lehnte. Wir können es übrigens vom Standpunkt des Fachmannes aus nur bedauern, daß diese Mode sich bis auf unsere Zeit erhalten hat; denn solange die Damen sich des Quersattels bedienen, ist und bleibt ihre Reiterei eine ernste, nicht ungefährliche Sache, da sie, was ihre Sicherheit betrifft, mehr oder weniger von dem guten Willen ihres Pferdes abhängig sind. Sie vermögen daselbe wohl mit dem Zügel zu führen, nicht aber, wie der Mann, mit den Schenkeln zu umklammern und vermittelt derselben das Tier zu zwingen. Übrigens hat jenes Damenreiten „gleichwie die Männer pflegen“, sich, wie aus Abbildungen mannigfacher Art zu ersehen ist, teilweise noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhalten, Beweis genug, daß diese Sitte vor dem Fortschritt einer vorgeschrittenen Zeit stand zu halten vermöchte.

Obwohl aber die berufensten Autoritäten oft und mit Energie für die Wiedereinführung dieser „Mode“ im eigentsten Interesse der Damen plaidirt haben, wird das doch vorläufig ein aussichtsloser Kampf bleiben, und auch ich will mich bescheiden, bei der Besprechung der Damenreiterei nur mit vorhandenen Faktoren zu rechnen. — Zur Damenreiterei im Freien gehört in erster Linie ein erprobt zuverlässiges Pferd; auf seine besonderen Eigenschaften, wie auf die sonst erforderlichen Requisites, erfahrene Begleiter, ein tüchtiges Können und viel Selbstvertrauen, kommen wir später eingehend zurück. Sind diese vier Faktoren vorhanden, so giebt es wohl kaum ein anmutigeres Bild als eine tadellos sitzende und ihr Pferd sicher und geschickt führende Amazone. Nur eine solche aber sollte sich öffentlich zeigen; das Gegenbild davon ist, wie beim Manne, traurig und fordert, ganz abgesehen von der Gefahr, in welcher die Reiterin sich stetig befindet, nur die Spottlust der Menge heraus, die ja bekanntlich eine Dame zu Pferde schon von vornherein als eine ihrem Urteil verfallene Erscheinung betrachtet. — Daß der Reitsport der Damen übrigens nicht nur historisch sanktioniert, sondern auch heute noch courfäßig und ladylike ist, sehen wir an dem Beispiel höchstgestellter Damen.

Eine der leidenschaftlichsten und unerschrockensten Reiterinnen der Gegenwart ist die Kaiserin von Oesterreich, bei uns hat sich die Frau Kronprinzessin ein Renommé als kühne Reiterin erworben.

Eine der sympathischsten Erscheinungen zu Pferde, die ich wenigstens je gesehen, ist die Erbprinzessin Charlotte von Meiningen, die älteste Tochter unsres kronprinzlichen Paares. Während der anderthalb Jahre, die ich mich in dem schönen Potsdam, dem Paradies der Reiter, was Terrain und Reitwege anbetrifft, aufhielt, hatte ich Gelegenheit, die hohe Frau oft auf ihrer kleinen englischen Fuchsstute zu sehen, sei es bei den Truppenübungen auf dem Bornstedter Felde, sei es in den prachtvollen Parkanlagen der Umgegend Potsdams, oder auch — im Winter — in der Reitbahn der 3. Garde-Mann, wo die hohen Herrschaften, welche in Potsdam residieren, ihre Reitübungen mit ihrer Umgebung abzuhalten pflegen. Die Eleganz und Bornehmheit der Haltung, die Sicherheit des Sitzes und der Führung, welche die Prinzessin stets bewährte, werden mir unvergeßlich bleiben. Ich habe versucht, das Ensemble der ganzen Erscheinung, wie es mir die Erinnerung gab, nach einer flüchtigen Aufzeichnung in meinem Skizzenbuche, hier wiederzugeben, wobei ich freilich darauf verzichten mußte, den ganzen Hauch der Poesie, der über dem lieblichen Bilde in der Wirklichkeit schwebte, mit auszudrücken. Wir kennen und sehen ja viele Damen der hohen Aristokratie, die vortrefflich reiten und sehr anmutig zu Pferde aussehend; indes will es mich bedünken, daß man der erlauchten Tochter unsres Kaiserhauses den goldenen Apfel überreichen müsse. Wahrlich, wenn man in dem uns befreundeten Nachbarstaate Oesterreich-Ungarn die Kaiserin-Königin zur hohen Protektorin des Damen-Reitsportes kürt, so sollte bei uns der Prinzessin Charlotte diese Würde von der gesamten Reitsport liebenden Damenwelt zuerkannt werden.

Geboren am 24. Juli 1860, erhielt die Prinzessin Victoria Elisabeth Augusta Charlotte als zweites Kind unsres kronprinzlichen Ehepaares die strenge, einfache, fast bürgerliche Erziehung, welche bei allen Prinzen und Prinzessinnen dieses hohen Hauses Anwendung gefunden, und welche dem Volke so sympathisch geworden und als nachahmenswertes Vorbild überall Anerkennung erworben hat. Hand in Hand mit der geistigen Arbeit gingen gymnastische Übungen, wie Turnen, Reiten, Tanzen u. s. w. zu gutem Glück! Man sieht auf den ersten Blick an den erwachsenen Damen, was eine solche Jugendbildung für Früchte trägt. Am 18. Februar 1878 mit dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen vermählt, schenkte sie ihrem Gemahl am 12. Mai 1879 ihr erstes und bis jetzt einziges Kind, die Prinzessin Feodora, welche an Liebreiz das Ebenbild ihrer Mutter zu werden verspricht. Als Residenz war dem hohen Paare die entzückend gelegene Villa Carlotta, im Park von Sanssouci, früher Wohnsitz der Fürstin von Liegnitz, geb. Gräfin von Harrach, eingerichtet worden, und hier blieb dieselbe bis zur Übersiedelung nach dem Schlosse von Charlottenburg, welche gelegentlich der Versetzung des Erbprinzen zum großen Generalstabe erfolgte. In wie reizend einfacher Weise die hohe junge Frau als Dame des 1. Garde-Regiments zu Fuß, bei welchem damals ihr Gemahl als Bataillons-Commandeur stand, mit den übrigen Familien desselben, den traditionell in den preussischen Offizier-Corps herrschenden Sitten gemäß, verkehrte, wie liebenswürdig sie Einladungen annahm und erwiderte, ohne die geringsten Ansprüche auf Rücksichtnahme auf ihre hohe Geburt zu machen, davon weiß man noch heute in den Kreisen, welchen die Ehre jenes Verkehrs zuteil geworden war, Rühmendes genug zu erzählen. Von mittelgroßer Figur, dabei von vollendetem Ebenmaß der Formen, gilt die Frau Prinzessin für eine der vornehmsten Erscheinungen. Daß sie als vortreffliche Reiterin und passionierte Anhängerin des Reitsport, so lange es Jahreszeit und Wetter gestatten, meist nur in Begleitung des Adjutanten ihres hohen Gemahls oder ihrer Hofdame, des Frl. v. Cöhausen, die herrliche Umgebung Potsdams durchstreift, oftmals dabei ihren Gemahl bei den Truppenübungen aufsuchend, ist bekannt genug. Wer bei solchen Gelegenheiten die elegante Reiterin mit Renneraugen verfolgte, dem mußte sie notwendig als das Ideal der „Dame zu Pferde“ erscheinen, und so dürfte sie wohl auch als Vorbild für unsre gesamte, dem Reitsport ergebene Damenwelt hingestellt werden, da die so seltene Vereinigung aller Vorzüge und Eigenschaften, wie sie sich in der Person der hohen Frau offenbart, zu Bewunderung und Nachahmung anspornt.

Das Äußere, Kleidung, Haltung und Mienen, darf gegenüber der reiternmäßigen Sicherheit, nicht unterschätzt werden. Es sind das vielmehr Dinge, die gerade bei dem Reitsport der Damen bedeutend ins Gewicht fallen; denn diese und andere, weiterhin zu erörternde Außerlichkeiten haben auf die Sicherheit des Sitzes, auf die Leitung des Pferdes, ja auf das ganz notwendige Gefühl relativer Herrschaft über die tierische Kraft den bedeutungsvollsten Einfluß! In wie hohem Grade dies der Fall ist, in welcher Art jener Einfluß zur Ausübung gelangt, das werde ich versuchen, in einem nächstfolgenden Artikel eingehend und überzeugend darzulegen. Derselbe Artikel soll übrigens auch meine Leserinnen mit einer Lehrmethode für die edle Reitkunst bekannt machen, der in Rücksicht auf schnelle und sichere Erlernung derselben von den meisten Kennern der Preis zuerkannt wird — ich meine die des als Sportsman vielgenannten und verdienstvollen ungarischen Grafen D. Széchenyi.

Ein Ball in der vornehmen Welt.

Von A. Ch. Edgren-Lessler.
Dem Schwedischen nachgezehlt.
(4. Fortsetzung und Schluß von Seite 242.)

Cäcilien's Mutter war wegen ihres Talents bekannt, ihre Töchter an den Mann zu bringen; sie hatte sich bereits vier Schwiegeröhne erworben, alle reich und hoch angesehen und alle eher ihre Bewunderer als die ihrer Töchter. Nun hatte sie nur noch die beiden jüngsten Mädchen, Cäcilia und Minnie, zu vergeben, und was die letztere betraf, so schien die Sache auch für sie bald geklärt zu sein. Der Admiralin gefiel eigentlich der Bureauchef von Adler nicht. Er war sicherlich ein Mann der Zukunft, der vielleicht Minister werden konnte, aber er gehörte nicht zu dem Kreis ihrer Bewunderer. Er war zurückhaltend und hatte keinen Sinn für ihre guten Scherze, dessenungeachtet war er jedoch nicht zu verschmähen.

Am schlimmsten stand es mit Cäcilia. Sie war die schönste aller ihrer Töchter, aber sie war so sonderbar und widersetzte sich auf das bestimmteste jedem Versuche von seiten der Mutter, ihr einen Mann zu verschaffen.

Und nun dieser nervöse Anfall! Sobald der Laut ihres Lachens zu dem Ohr der Admiralin drang, unterbrach diese ein sehr animiertes Gespräch mit ein paar jungen Herren und beeilte sich, die Tochter aufzusuchen.

„Komm mit mir in das Toilettenzimmer und hilf mir meine Feder befestigen,“ sagte sie, indem sie sie ziemlich hart am Arm ergriff. Mutter und Tochter wechselten einen Blick voll eisfalter, drohender Strenge einerseits und von Trost und Widerwillen andererseits. Aber Cäcilia besaß in diesem Augenblick keine Widerstandskraft. Sie legte ihren Arm in den der Mutter und ging mit ihr hinaus, hörte selbst einen Augenblick zu lachen auf, aber als sie das Toilettenzimmer betrat, wo bereits mehrere Damen sich zur Heimfahrt rüsteten, brach der Paroxysmus wieder aus; sie warf sich rücklings in das Sopha und lachte und schluchzte zu gleicher Zeit, während immer mehr Damen eintraten und ängstlich sich um sie beschäftigten.

Unter dessen standen Minni und Herr von Adler in einer Ecke des Saales, wo es ihnen, Dank dem allgemeinen Abschiednehmen, gelang, ziemlich unbemerkt zu bleiben. Er hielt ihre Hand in der seinen und seine Augen glänzten von inniger Zärtlichkeit und Liebe. Er hatte schließlich den Mut erlangt, das Wort, das er seit lange auf den Lippen getragen, auszusprechen, und sie hatte ohne Zaudern ihr Jawort gegeben. Jetzt flüsterte er ihr zu, daß er eigentlich des großen Glückes, das ihm durch ihre Liebe zugefallen, nicht würdig sei, ja daß er fast zweifle, ob es recht sei, ihr junges knospendes Leben an sein ernstes und arbeitsames Dasein zu fesseln. Das Einzige, was ihn beruhige, sei der Gedanke, daß sie sich doch jedenfalls einmal verheiraten werde, daß unter den Männern kein einziger ihrer völlig würdig sei, aber daß sie unter allen Umständen nie einen Gatten finden werde, der sie so innig liebe wie er.

Minnie nahm diese heißen Versicherungen eines edel- und hochgeinteten Mannes mit einem schwachen Lächeln auf. Es schien freilich, als lauschte sie selig seinen Worten, in Wahrheit aber rauschten sie an ihr vorüber, ohne sie tiefer zu berühren. Sie dachte in diesem Augenblick eigentlich gar nicht an seine Liebe, sie ordnete bereits in Gedanken ihre zukünftige Wirtschaft und sah schon in der Phantasie eine ganze Reihe der schönsten kleinen Kruten mit eingemachten Früchten, alle mit Pergamentpapier bedeckt und mit feinen zierlichen Etiketten, und alle Kruten standen in zierlichen Reihen in der Speisekammer auf einem Regale, das mit gewebten Spitzen geziert war.

Jetzt näherten sich die Admiralin und Cäcilia, und Minnie reichte dem Herrn von Adler ihre Hand zum Abschied und blickte ihn mit ihren Bergheimnichtigungen an, mit demselben Blick, den sie für alle hatte, aber er glaubte in ihnen warme weibliche Hingebung an ihn zu lesen und war glücklich, so glücklich, wie man es vielleicht nur einmal im Leben ist.

Cäcilia sah abschreckend bleich aus nach dem schweren Anfall, aber sie hatte die gesellschaftliche Haltung wiedergewonnen und verabschiedete sich schicklich von allen.

Eugenie näherte sich mit ihrer Mutter der Frau des Hauses. Die Freiherrin hatte, um sich zu verabschieden, großes Talent, banale Höflichkeiten zu sagen.

„Ein ganz besonders angenehmer Abend!“ sagte sie freundlich zu der Wirtin. Und mit protegierendem Ton fügte sie hinzu: „Und Alles war so wohl arrangiert! Ich gratuliere Ihnen, Frau Minister, zu einem so gelungenen Debüt.“

Sie wandte sich jetzt an Arla. „Kleine Rosenknope! Ich weiß nicht, woher ich dieses Bild nehme, aber mich dünkt, daß Sie einer eben aufgesprungenen Rosenknope sehr gleichen. Aber die Rosen haben auch ihre Dornen, müssen dieselben haben; erinnern Sie sich dessen, junge Freundin!“ fügte sie hinzu. „Wie ich stets zu Eugenie gesagt, ein junges Mädchen muß etwas stolz sein; sie darf den ersten besten Mann, der ein wenig artig gegen sie ist, nicht ermuntern, und vor allen Dingen muß es gegen alle gleich höflich sein, das ist eine goldene Regel.“

Die Freiherrin vermochte es nie zu unterlassen, in ihre artigen Redensarten solche kleine Stiche zu mischen.

„Ich hoffe bald die Ehre zu haben, die Herrschaft bei mir zum Souper zu sehen,“ sagte sie mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln. „Aber dann will ich auch die kleine

Rosenknope bei mir sehen. Nicht wahr, die Frau Mama ist ziemlich streng, will Sie diesen Winter noch nicht der Gesellschaft überlassen, aber zu mir müssen Sie kommen; man muß sich amüsieren, so lange man jung ist.“

Sie machte der Wirtin eine scherzhaft warnende Bewegung mit dem Zeigefinger. „Ja, ja! Ich werde mit dem Herrn Minister reden, willigt er ein, dann wird die liebe Mama auch wohl nachgeben.“

Sie umarmte jetzt Arla und reichte ihr ihre Wange zum Kuß. Arla näherte pflichtschuldig ihre frischen Lippen der dunklen Wange, aber nicht ohne ein Gefühl des Widerstrebens, fast des Widerwillens. Sie erinnerte sich in diesem Augenblick, Eugenie einmal äußern gehört zu haben: „Mama behauptet, man dürfe sich nie das Gesicht mit Wasser waschen, denn das sei sehr schädlich für die Haut.“

Major von Lagerberg war einer der letzten, die sich entfernten; er wartete auf die Gelegenheit, Arla etwas unter vier Augen zu sagen. Schließlich gelang es ihm, ihr ein paar Worte zuzusüstern.

„Finde dich morgen gegen zwei Uhr in der Nähe der königlichen Bibliothek ein. Folge deinen kleinen Geschwistern, wenn sie dort spielen.“

Diese Worte waren kurz und bestimmt wie ein Befehl, gegen welchen kein Widerspruch aufkommen konnte. Sie vermochte nicht zu antworten, sondern schlug die Augen nieder.

„Aber lasse deine kleine schnippische Schwester Hertha hübsch zu Hause bleiben.“

„Kennen Sie sie, Herr Major?“ rief sie ganz laut aus, indem sie den Fächer zusammenschlug.

„Ja, es hat mich oft amüsiert, mit Ihren reizenden Geschwistern, mein Fräulein, zu sprechen,“ erwiderte er ebenfalls laut. „Und das kleine Fräulein pflegt mitunter sich in deren Gesellschaft zu befinden.“

Er war nunmehr gezwungen, Abschied zu nehmen, und als er ihre Hand drückte, flüsterte er: „Es ist also bestimmt, daß du kommst?“ und sie antwortete mit den Lippen, aber unhörbar: „Ja!“

Sobald der letzte Gast den Salon verlassen hatte, ging der Minister von Thür zu Thür und schloß sie, sodas er mit seiner Tochter im Salon allein zurückblieb.

„Wie konntest du dich so dumm betragen?“ fuhr er in heftigem Tone Arla an. „Dem einen Tänzer giebst du einen Korb, um mit einem andern zu tanzen. Dadurch beweist du, daß du des gewöhnlichen Taktes ermangelst und machst dich zum Gegenstand des Gelächters.“

Arla war über diesen heftigen Vorwurf sehr erschreckt, doch antwortete sie in ganz ruhigem Tone: „Ich weiß wohl, daß man dies nicht zu thun pflegt, — aber ich will nicht mit dem ersten Besten tanzen.“

„Was ist das für dummes Geschwätz! Du besitzt ja nicht einmal den gewöhnlichen Begriff des Schicklichen! Ein Mädchen von Chic wird niemals einen Kavalier dem andern vorziehen — das ist eins der größten Vergehen gegen den guten Ton.“

Arla blickte ihrem Vater gerade in die Augen. „Bald mit dem einen, bald mit dem andern Herrn zu tanzen, dünkt mich, ist viel unpassender,“ sagte sie in bestimmtem Tone.

„Einfältiges Kindergeschwätz!“ rief er. „Ist es vielleicht deine Absicht, das Gesellschaftsleben zu reformieren? Meinst du, besser zu begreifen, was passend ist, als die ganze vornehme Gesellschaft?“

Thränen traten in Arlas Augen. Der Minister wurde sofort ruhiger, streichelte ihr die Wangen und sagte: „Nun, sei nicht traurig deswegen. Ich bin sonst recht zufrieden mit dir gewesen — du sahst sehr schön aus. Und nicht wahr, du wirst bei nächster Gelegenheit dich dessen entfassen, was ich dir gesagt?“

Der Vater hütete sich wohl, ihre Antwort auf diese Frage abzuwarten; die Tochter war ebenso hartnäckig wie die Mutter, wenn sie sich eine Idee in den Kopf gesetzt hatte, und es lohnte sich wahrlich nicht der Mühe, mit ihnen zu disputieren. Dennoch trug er sich mit der Hoffnung, daß sie im nächsten Jahr verständiger sein werde. Arla suchte die Mutter in der Kinderstube auf. Sie sehnte sich danach, von ihr zu hören, ob sie sich wirklich an diesem Abend nicht richtig betragen habe.

Sie fand Hertha in der Mitte der Kinderstube stehend, nur in ihrem langen weißen Nachtgewande, während sie ein paar rothe Maroquinshuhe an den bloßen Füßen trug.

„Aber, mein liebes Kind, man kann doch nicht mitten in der Nacht dein Bett nach dem Zimmer deiner Schwester bringen,“ hörte sie bei ihrem Eintritt die Mutter sagen.

„Das ist in einem Augenblick geschehen, wenn Luise mir hilft!“ rief Hertha lebhaft. „Ich versichere dir, Mama, daß ich hier keinen Augenblick schlafen kann. Hier ist es so dumpf und unangenehm und bald heult der eine, bald der andere der Kleinen.“

Sie faßte entschlossen das eine Ende des leichten eisenen Bettes und die Kammerjungfer das andere Ende an und so wanderte sie nach ihrem und ihrer Schwester Schlafzimmer, wo noch alle Lichter brannten und wo sie die Atmosphäre des Weltlebens, welche noch über diesem kleinen einfachen und keuschen Gemache verbreitet war, mit Begehrlichkeit einsog. Der Toiletentisch war mit Blumen, Tanzkarten, Konfekt und abgeriffenen Füllstücken bedeckt.

Hertha studierte alle diese Details mit großer Aufmerksamkeit, sie benutzte die reiche Erleuchtung, um sich zu spiegeln und einige der vergessenen Blumen in ihr Haar zu setzen.

„Willst du zu mir in das Schlafzimmer kommen?“ fragte die Mutter, sich an Arla wendend.

Arla folgte ihr willig; sie erwartete mit Herzklopfen die Kritik der Mutter über ihre Aufführung am heutigen Abend. Es war fast finster im Schlafzimmer, nur eine kleine Nachtlampe brannte und man fühlte die reine frische Luft in diesem abgeschlossenen Räume kühlend einwirken nach dem stundenlangen Aufenthalt in den überheißten Festräumen. Dieses Zimmer trug auch sein eigenes Gepräge; es war in einem ganz andern Stil als die übrige Wohnung ausgestattet und das einzige Gemach, wo sich noch alte Möbel befanden, und daher das einzige, wo die Frau des Ministers sich völlig heimisch fühlte. Ein ziemlich schmales Mahagonibett, das am Tage zusammengeschoben wurde, zwei Buffs, ein einfacher Teppich, über dem hellgraue Leinwand als Gangbahn sich kreuzte, dünne, weiße Gardinen vor dem Fenster, eine kleine Kommode mit Spiegel, ein großes Sofa mit buntem baumwollenen Überzug und in den Ecken desselben gestickte Kissen mit unmöglichen Blumen von Freundinnen der Hausfrau aus den Mädchenjahren verfertigt und sorgfältig mit weißen Filetstücken bedeckt, bildeten die Ausstattung. Vor dem Sofa stand ein runder Tisch und ein Paar Armstühle mit geraden hohen Rücken und endlich am Fenster eine Nähmaschine.

Die Mutter zündete die Arbeitslampe an, die stets auf dem Tisch neben einem großen Korb mit Kindertrümpfen, die der Ausbesserung harren, und anderem Nähzeug stand. In der Nähe des Arbeitskorbes lag Melins große Prachtbibel, zwischen deren Blättern eine Menge Zeichen sichtbar waren.

Die Frau Minister setzte sich ins Sofa, die Hände im Schoße kreuzend; Arla blieb etwas entfernt im Zimmer stehen, sodas der grüne Lampenschirm ihr Gesicht völlig im Schatten ließ.

„Mein liebes Kind,“ begann die Mutter mit weicher Stimme. „Du darfst nicht unzufrieden darüber sein, wenn ich dir einige Bemerkungen über die Art und Weise, in der du dich heute Abend benommen hast, mache. Vor allen Dingen mußt du dich beim Tanzen etwas gerader halten. Den Kopf hängen zu lassen, sieht beim Tanzen sehr schlecht aus. Ich beobachtete dich ganz besonders, als du mit Major von Lagerberg tanztest — es sah fast aus, als ob du den Kopf gegen seine Schulter lehntest.“

Arla erröthete heftig; sie wußte nicht weshalb, aber dieser Vorwurf kränkte sie tief.

„Die Tanzlehrerin betonte stets, man müsse sich gegen den Tänzer vornüberbeugen, um gut tanzen zu können,“ erwiderte sie in fast heftigem Tone.

„Wenn dies der Fall ist, so ist es besser, nicht so gut tanzen zu können,“ antwortete die Mutter ernst. „Und nun eine andere Sache. Ich hörte selbst, wie du Herrn von Adlerbatest, dein Versprechen mit ihm zu tanzen zurücknehmen zu dürfen, und später tanztest du doch den Cotillon.“

„Man muß doch wohl das Recht haben, mit demjenigen zu tanzen, mit dem man zu tanzen wünscht!“

„Man hat nie das Recht, zu verlegen, und außerdem — du sagtest ja zu Herrn von Adler, daß du müde seiest und nicht mehr tanzen könntest. Wie durftest du dann später sofort —“

„Major von Lagerberg führt so prächtig,“ erwiderte sie, indem sie den Kopf erhob, sodas die Mutter bemerken konnte, wie ihr Auge erglänzte. „Mit ihm zu tanzen ist durchaus keine Anstrengung.“

Die Mutter schien etwas sagen zu wollen, aber sie zauderte.

„Komm ein wenig näher,“ sagte sie, „damit ich dich betrachten kann.“

Arla trat näher, kniete auf einen Schemel zu Füßen der Mutter nieder, verbarg ihr erröthendes Antlitz in dem Schoße der Mutter und schluchzte.

„Ich muß dir sagen, armes Kind,“ sagte die Mutter, indem sie ihr das Haar liebevoll strich, „daß du dich dieser kindlichen Phantasie nicht hingeben darfst. Major von Lagerberg ist eine Persönlichkeit, die ich am liebsten nie in unser Haus einladen möchte. Es ist ein Mann ohne Charakter und Grundsätze, ja — offen herausgesagt, ein schlechter Mensch!“

Arla erhob heftig ihr thränenübergossenes Gesicht. „Das weiß ich!“ sagte sie mit fast triumphierender Miene. „Er hat es mir selbst gesagt.“

Die Mutter schwieg erschreckt, und Arla fuhr fort, indem sie sich erhob: „Er hat die Pflege der Eltern entbehrt, nie ein Heim besessen und ist stets von Versuchungen umgeben gewesen. Und —“ fügte sie mit etwas tieferer Stimme hinzu, „er hat bisher nie eine Dame getroffen, die er wirklich lieben konnte, und nur durch die Liebe sei er von den finstern Mächten, die bisher sein Leben beherrschten, zu retten.“

Sie wiederholte fast wortgetreu, was er ihr gesagt und war weit entfernt davon, zu ahnen, was sein Bekenntnis eigentlich enthielt. Sie hatte nur eine unklare Vorstellung davon, daß er unglücklich gewesen und sündhaft gelebt habe — und daß sie ihn retten solle. Sündhaft war für sie nur ein abstrakter Begriff; alle Menschen sind voll Sünde und die feinnige bestand wohl nur eigentlich darin, daß er ohne Gottesfurcht gelebt hatte. Er hatte vielleicht nie beten gelernt und er ging vielleicht nie in die Kirche oder zum Abendmahl, denn sie wußte, daß es Herren gäbe, die das nie thaten. Und dann war er vielleicht mit Cäcilia verlobt gewesen und hatte diese Verlobung aufgehoben, als er sah, daß er sie in der That nicht liebte.

„Und alles dies hat er dir schon gesagt?“ fragte die Mutter, als sie sich von ihrer ersten Bestürzung erholt hatte. „Nun, dann kann ich auch erraten, was er dir außerdem

gesagt hat. Willst du, daß ich es dir wiederholen soll? Du bist das erste Mädchen, das er wirklich liebt — du sollst sein rettender Engel werden —“

Bei diesen Worten stieß Arla einen Ruf des Erstaunens aus.

„Du glaubst doch wohl nicht, daß ich gelauscht habe?“ fuhr die Mutter fort. „Ich weiß es dennoch, denn so sprechen stets solche Herren, wenn sie ein unschuldiges Mädchen gewinnen wollen. Ich selbst hatte in meiner Jugend einen Anbeter dieser Art — das ist also nichts Ungewöhnliches.“

„Nichts Ungewöhnliches!“ Diese Worte gaben Arla einen Stich ins Herz. Sie waren also schon andern jungen Mädchen gesagt worden! Und sie hatte dieselben als ihr ausschließliches Eigentum betrachtet! Der Schmerz der Enttäuschung dauerte jedoch nicht lange. „Ach, es geschah jedenfalls doch nicht auf dieselbe Weise,“ küßte ihr Selbstgefühl ihr tröstend zu: „So wie er diese Worte ausgesprochen, mit einem solchen Blick, einem solchen Tonfall, nein — das hat nie zuvor ein anderer thun können.“

„Und du begriffst nicht sofort, daß ein Mann, der einem Mädchen bei erstem Zusammensein eine Liebeserklärung machen kann, leichtsinnig und unzuverlässig sein muß?“ fuhr die Mutter fort.

„Die Mama weiß nicht, was Liebe ist,“ dachte Arla bei sich, „sie weiß nicht, daß sie in einem Augenblick geboren wird und das ganze Leben ausfüllt. Sie hat den Papa gewiß niemals geliebt, denn sonst würden sie nicht so kalt gegen einander sein.“

„Und was antwortetest du ihm?“ fragte die Mutter weiter, als die Tochter nichts erwiderte.

Arla wandte sich ab. „Ich schwieg!“ sagte sie in gedämpftem Tone.

Das bekümmerte Gesicht der Mutter erhellte sich ein wenig. „Das war recht, mein Kind!“ sagte sie, indem sie ihr die Wange streichelte. „Du verliebst ihn also sofort?“

Arla wurde es sehr schwer, zu antworten: „Nicht sofort!“ aber sie vermochte dieses Bekenntnis nicht über die Lippen zu bringen. Andere Fragen würden dann folgen und sie würde gezwungen gewesen sein, zu bekennen, was sich zwischen ihnen zugetragen hatte. Eine solche Scene der Mutter zu beschreiben, die „nicht wußte was Liebe ist!“ — das war unmöglich. Sie antwortete daher mit einem Ja! aber einem so schwachen und verwirrten, daß die Mutter erkannte, das Wort beruhe nicht auf Wahrheit. Es war ja auch nicht Arlas erste Unwahrheit, sie hatte als Kind oft sich eines solchen Fehlers schuldig gemacht. Arla besaß ein so weiches, ja schwaches Gemüt, daß sie nicht den geringsten Vorwurf ertragen und schon bei einem strengen Blick in helle Thränen ausbrechen konnte, und deshalb leugnete sie sofort, wenn sie den unbedeutendsten Fehlschritt gemacht hatte. Aber wenn dann die Mutter ihr Gesicht zwischen ihre Hände nahm und sie bat, ihr gerade in die Augen zu sehen, dann erkannte sie gleich, wie sich die Sache verhielt, denn mit den Augen vermochte Arla nicht zu täuschen. Und nachdem sie älter geworden war, kämpfte sie gar sehr gegen diese Schwäche an, so daß sie in ihrer Wahrheitsliebe fast zur Ubertreibung gelangte. Sie beilte sich alsdann, alles zu sagen, was ihr Unannehmlichkeiten bereiten konnte, als fürchte sie, der Versuchung den geringsten Spielraum zu geben.

Die Mutter, welche mit tiefer Freude Arlas viele kleinen Siege über sich selbst beobachtet hatte, wurde sehr schmerzhaft bei der Entdeckung dieses Rückfalls berührt. Sie konnte sie jetzt nicht mehr auf dieselbe Weise behandeln wie früher, als sie noch ein kleines Mädchen war. Sie schlug mit etwas zitternder Hand die Bibel an einer der vielen bezeichneten Stellen auf.

„Obgleich es schon spät ist, so wollen wir doch unserer täglichen Gewohnheit nicht entsagen und ein Kapitel gemeinsam lesen, bevor wir zur Ruhe gehen,“ sagte sie, die Tochter ernst anblickend.

Arla schrak zurück und warf einen fast entsetzten Blick auf das kleine Taburet, auf dem sie alle Abende neben der Mutter gelesen hatte, seit sie ein kleines Mädchen war. Alles dies erschien ihr in diesem Augenblick so fremd, es kam ihr vor, als sei sie es nicht mehr, sondern eine kleine, jüngere Schwester, welche dort zu sitzen und der Mutter alle ihre Träume und alle ihre kleinen Bekümmernisse zu beichten pflegte.

„Ich kann heute Abend nicht mehr lesen,“ sagte sie.

Die Mutter schloß die Bibel wieder, sah mild und betrübte die Tochter an und sagte: „Erinnere dich denn, mein Kind, stets daran, daß dies die Folge deines ersten Balles war.“

Arla senkte den Kopf und schritt langsam aus dem Zimmer. Die Mutter ließ sie gehen. Sie fand, es sei am besten, sie sich selber zu überlassen, bis die heftige Gemütsbewegung sich gelegt habe. Arla wollte nicht in ihr Schlafzimmer eintreten, weil sie Herthas Geplauder fürchtete; sie bedurfte der Einsamkeit, um ihre Gedanken zu ordnen.

Sie öffnete ein Fenster im Salon, um frische Luft zu schöpfen und begann dort, in einen großen Schawl gehüllt, im Schein des klaren kalten Wintermondscheins, auf und ab zu gehen, manchmal einen Blick in den nahegelegenen Park werfend. Dort sollten sie sich morgen treffen! Ach, wenn er statt dessen doch „heute Nacht!“ gesagt hätte! Wenn sie grade jetzt sich in ihrer leichten Kleidung hätte hinausgeschleichen können und er hätte seinen Mantel um sie geschlagen, um sie zu erwärmen — sie dachte nicht daran, daß die Herren der Gegenwart nicht Mäntel tragen wie Romeo — und wenn sie dann zusammen fortgegangen wären, weit, weit fort von dieser prosaischen Welt, in der ja niemand verstand, daß

zwei Herzen beim ersten Anblick sich begegnen und finden können.

Sie blieb jedoch nicht lange einsam; eine Thür wurde geöffnet, leichte Schritte näherten sich und eine weiße Gestalt in bloßem Hemde stand mitten im Mondenstrahl.

„Aber Arla, kommst du denn nie zu Bett?“

„Liebe Hertha, warum schläfst du denn nicht schon längst?“

„Ach, wie du sprichst. Glaubst du, ich könne schlafen, bevor du mir etwas von dem Ball erzählt hast. Komm nur! Du, wie kalt es hier ist!“

Sie zitterte in ihrem dünnen Nachtgewand vor Frost, aber klammerte sich dennoch an die Schwester, die vor dem offenen Fenster stand.

„Geh, du wirst dich erkälten.“

„Daraus mache ich mir nichts!“ sagte sie. „Und ich gehe nicht, bevor du mit mir kommst.“

Arla mußte wie gewöhnlich dem stärkeren Willen der Schwester nachgeben. Sie schloß das Fenster und beide begaben sich in ihr Zimmer, wo Hertha wieder ins Bett stieg und die Decke bis über den Hals hinaufzog. Arla begann nunmehr ihr Kleid aufzulösen und die Blumen aus ihrem Haar zu pflücken.

„Nun, du hast dich wohl göttlich amüsiert heut Abend?“ ertönte es vom Bette aus zwischen klappernden Zähnen hervor. Man sah nichts mehr von Hertha, als ein Paar ungeduldige dunkle Augen unter einer Masse braunen Haars. Arla saß vor dem Toilettentisch und kehrte der Schwester den Rücken zu.

„O ja!“ sagte sie.

„Ich sehe auf deiner Tanzkarte, daß du zwei Tänze mit Major von Lagerberg getanzt hast. Er tanzt wohl sehr gut?“

„Kennst du ihn?“ fragte Arla, indem sie sich auf dem Stuhl zur Schwester umdrehte.

„Ja gewiß! Fragte er nicht nach mir?“

„Ja, ganz recht! er sagte, er habe dich mit den kleinen Kindern spielen gesehen. Du bist gewiß etwas unhöflich gegen ihn gewesen?“

Der ganze Kopf kam plötzlich aus der Decke hervor.

„Unhöflich! Wieso denn?“

„Er sagte, du seiest so schnippisch.“

„Schnippisch! Pfui, Pfui, wie kannst du mich so zum besten haben!“ rief Hertha, indem sie sich zu sitzender Stellung im Bett aufrichtete.

„Ich pflege niemand zum besten zu haben,“ sagte Arla mit verletzter Würde, aber gleichzeitig erröthend.

„Ja, ja, du hast mich zum besten, ganz bestimmt! Ich glaube dir nicht, wenn du mir nicht Wort für Wort wiedererzählst, was er sagte. Wer begann von mir zu sprechen? Und was sagte er, als er begann? Und was sagtest du?“

„Es ist besser, daß du mir erzählst, weshalb du dich so sehr für ihn interessierst,“ sagte Arla mit dem etwas dozierenden Tone der älteren Schwester.

„Das geht dich nichts an! Ich will dir überhaupt bemerken, daß ich kein kleines Mädchen mehr bin, wie du glaubst, und obgleich man mich hier zu Hause noch wie ein Kind behandelt, so giebt es doch andere, die — die —“

„Du bist kein Kind mehr?“ fragte Arla erstaunt. „Du hast ja noch nicht einmal den Vorbereitungsunterricht zur Konfirmation begonnen.“

„Nun und wenn! Der Religionsunterricht beim Prediger ist ja nur eine bloße Ceremonie, der ich mich nur der Mama wegen unterwerfe. Und ebenso wenig darfst du glauben, daß es die Konfirmation ist, die uns zu Frauen macht. Nein, Du, das ist etwas ganz Anderes.“

„Was ist es denn?“ fragte Arla erschreckt.

„Das ist — das ist — die Liebe!“ stieß Hertha schluchzend hervor, indem sie den ganzen Kopf unter die Decke steckte.

„Die Liebe! Aber, Hertha, was wagst du zu sagen! Was weißt du von der Liebe? Du, ein kleines Mädchen, das noch in die Schule geht.“

„Sage nicht ein kleines Mädchen, das in die Schule geht, denn das regt mich furchtbar auf!“ rief Hertha, indem sie aus dem Bette sprang und neben ihrer Schwester stand. „Dann bist du viel mehr ein Schulkind als ich. Hat jemand vielleicht schon zu dir gesagt, daß er dich liebt? Wie?“

„Aber Hertha, was sprichst du da!“ sagte Arla lachend.

„Hat wirklich einer von Arvids Kameraden —“

„Arvids Kameraden!“ wiederholte Hertha mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Verachtung. „Glaubst du, daß solch ein Junge das wagen würde! Bah! Ich würde ihm eine Ohrfeige geben, das wäre die einzige Weise, solch kleinen Jungen abzufertigen. Nein, Arla, es ist ein Mann, ein wirklicher Mann, ein solcher, um den mich die Mädchen nur beneiden können!“

Sie war in diesem Augenblick, wo sie in ihrem weißen Gewand mit den funkelnden Augen und dem mächtigen Haar, das gleich einer dunklen Wolke das rosige junge Gesicht umrahmte, da stand, so schön, daß Arlas Herz eine Ahnung der Wahrheit durchrieselte.

„Es ist wohl nicht möglich, daß du meinst — du kannst natürlich nicht — ihn — meinen, von dem du soeben sprachst — von dem Major Lagerberg?“

„Denke dir, er wäre es dennoch!“ brach Hertha aus, die in ihrem Triumph die Wahrung ihres Geheimnisses vergaß.

Arlas gewöhnliche verschämte Selbstbeherrschung verließ sie gänzlich bei diesem Geständnis.

„Major von Lagerberg hat dir gesagt, daß er dich liebt!“ rief sie mit einem heisern Laut der Stimme, gänzlich unähnlich ihrem gewöhnlichen weichen Tonfall. „O wie schändlich, wie schamlos!“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte. Hertha wurde fast angst vor der Festigkeit ihrer Schwester.

Sie mußte sicherlich etwas sehr Gefährliches gethan haben, wenn die stets sonst so ruhige Arla so heftig werden konnte. Sie schlich sich halb beschämt, halb erschreckt an die Schwester heran und flüsterte: „Er hat es nur ein einziges Mal gesagt. Es war vorgestern. Ich lief sofort von ihm; mich dünkte es war so albern, so —“

„Vorgestern!“ wiederholte Arla, mit ängstlichen, verwirrten Augen emporblickend. „Vorgestern sagte er zu dir, daß er dich liebe?“

„Ja! Wenn du nur nicht so schrecklich traurig werden wolltest, dann werde ich dir auch alles erzählen. Er pflegte in der letzten Zeit sehr oft in den Park zu kommen, und da gingen wir in den Gängen auf und ab und plauderten mit einander. Er half uns manchmal beim Spiel. Anfangs scherzte ich nur mit ihm, aber hernach merkte ich, daß er wirklich verliebt war — er betrachtete mich oftmals lange Zeit — und so wie er einen anzusehen vermag, das kannst du gar nicht glauben! Und da begann er vorgestern von meinen schönen Augen zu sprechen und da sagte er, daß ein solch kleiner froher Sonnenstrahl wie ich sein ganzes Leben würde erhellen können und wenn er mich während längerer Zeit nicht treffen würde, so wüßte er nicht, wie er das ertragen sollte —“

„Herttha!“ rief Arla und faßte sie hart am Arm. „Liebst du ihn?“

Herttha schlug die Augen nieder und blickte verlegen drein.

„Ich glaube es! Ich habe in den Romanen, die Arvid aus der Schulbibliothek geliehen hat, gelesen — sprich nur um Gottes willen nicht zu der Mama davon — aber ich habe gelesen, daß man, wenn man verliebt ist, stets ein schreckliches Herzklopfen hat, wenn er kommt, und wenn ich ihn ganz in der Ferne nahen sah, schien es mir, als müßte ich ersticken —“

„Major von Lagerberg ist ein schlechter, sehr schlechter Mensch!“ schluchzte Arla und stürzte mit den Händen vor dem Gesicht zum Zimmer hinaus.

Die Mutter saß noch auf und las, der Vater hatte sich zur Ruhe begeben.

Ein Gefühl großer Bitterkeit und Hoffnungslosigkeit hatte sich der trefflichen Frau nach dem Gespräch mit Arla bemächtigt. Ihr Herz preßte sich bei dem Gedanken an all den Tand, an all die Eitelkeit und Unreinheit, worin ihre vier Mädchen nun eines nach dem andern hineingezogen werden sollten, krampfhaft zusammen.

Da ihre Älteste, auf deren Ernst und Reinheit des Charakters sie die größte Hoffnung gesetzt hatte, sich so wenig gegen die Versuchung gestählt gezeigt hatte, was sollte dann aus Herttha werden, die so gefährliche Anlagen besaß, was aus den beiden Kleinen, die jetzt so ruhig drinnen in dem Kinderzimmer schliefen? „Wozu mühen denn alle Bestrebungen, alle Gebete,“ sagte sie zu sich selbst. „Was hilft es, die Kinder von der Verührung mit dem Bösen fern zu halten, wenn sie vielleicht gerade dadurch leichter der Versuchung ausgesetzt werden?“

Sie legte die Arme auf den Tisch und die Stirn in die Hände. Die entsetzliche Frage: „Was nützt alles Mühen und Sorgen und Beten — was hilft es?“ rang sich schwer aus ihrem Herzen.

Da klopfte es ganz leise an ihre Thür, sie wurde nur wenig geöffnet und eine schieue Stimme flüsterte: „Mama, bist du allein — darf ich eintreten?“

Ein Schimmer des Glücks glitt über die vergränten Züge der Mutter.

„Komm, mein Kind!“ flüsterte sie, indem sie ihr die Hände entgegenstreckte. Der Papa schläft, wir sind allein.“

Arla trat ein und näherte sich auf den Zehen in weißem Nachtkleide und lose hängendem Haar der Mutter.

Sie hatte rote Flecken im Gesicht und die Augen waren von Thränen geschwollen. So sank sie auf die Knie neben der Mutter hin, barg ihr Gesicht in deren Schoß und flüsterte mit unterdrücktem Schluchzen:

„Mama, lies mir aus der Bibel vor!“

Jamais.

Von Alfred de Musset.

Niemals! hast du gesagt, da schmelzend um uns her
Erklangen Schuberts wehmütliche Lieder.
Niemals! hast du gesagt, ob auch von Trauer schwer
Der Himmel deines Auges hing hernieder.

Und, niemals! wiederholtest du, so ernst, so hehr,
Als atmete ein Götterbildnis wieder.
Dann senktest schweigend du die Augenlider,
Vom Rot umhüllt, das scheuen Stolzes Wehr.

Solch Urtheil sprachst du, Herrin? O wie schwer;
So fand' ich nie bei deiner Gnad' Gehör,
Wenn Liebesworte von den Lippen flossen?

So streng dein Blick, so schön ist deine Seele.
Doch frag' ich bang, ob nicht das Glück ihr fehle,
Bleibt in der Blüte solch ein Herz verschlossen.

Auguste v. Reichenau.

Südfranzösische Poesieen.

Übertragen von Alfred Friedmann.

Zwei Züge.

(Sonett von Josephin Soulayry.)

Zwei Züge treffen sich am Kirchportal.
Der, düster, eines Kindes Sarg begleitend;
Ein Weib, halb irren Blicks dahinter schreitend,
Erstickt in heißer Brust des Schluchzens Qual.
Und der, ein Taufzug. Stolz die Arme breitend
Um etwas, jauchzend, weinend ohne Wahl,
Das aus der süßen Brust sich Nahrung stahl,
Nacht eine Mutter, den Triumph geleitend.
Man segnet, taufst. — Leer wird's nach heil'ger Handlung,
Und vor der Apfiss treffen sich die Frauen;
Sie wechseln einen Blick, um wegzuschauen.
Doch das Gebet wirkt wunderbare Wandlung:
Die Glückliche weint mit vor dem Verlor'nen,
Die weinte, lächelt vor dem Neugeborenen!

Der göttliche Gegenfuß.

(La divine Antithèse von Josephin Soulayry.)

Vom Uhrturn tönt der Glocken Grabgeläute;
Doch die berauschte Luft fühlt Freudenbeben.
Portal und Fries sind ganz von Schwarz umgeben;
Der Himmel strahlt von Gold und Purpur heute.
Gemess'nen Schritts naht'n dort die Trauerleute,
Die frohe Schwalbe zieht im Frühlingsweben.
Nun weint dem Toten, trauernd alles Leben,
Kein Grashalm, der nicht Perl und Demant streute!
Hier ist der Kirchhof. — Grabwärts mit der Leiche!
Der Priester murmelt, halblaut, stets das Gleiche:
Staub eines Tags, zum Staube kehrt' zurück!
Hier ist ein Garten, müd' von Blüten schwere.
Und ob der Allnatur rußt laut: O kehre,
Unsterblich Schönes, neu zu Licht und Glück!



Die Bäder-Kranken.

egen den Tod ist kein Kraut gewachsen, und das Lebenselixier, das den Menschen gegen ihn festigen soll, ist noch immer nicht er- oder gefunden. In dem Bewußtsein dieser Thatsache liegt für jeden Menschen, der von der Wichtigkeit seiner eigenen Person und Existenz inmitten des ungeheuren

Weltganzen überzeugt ist, etwas schlechtthin Trostloses. Da die Menschheit von Anbeginn in ihrer großen Mehrheit jederzeit aus solchen Individuen bestanden hat, welche jene Ueberzeugung hegten, so mußte sie notwendig ein anderes Mittel zur Beseitigung dieser Trostlosigkeit erfinden. Sie fand es in der Religion, in dem frommen Glauben, daß das eigentliche Leben des Einzelnen wie der Gattung nie enden könne, daß der Tod „nur ein Übergang“ sei zu einer Fortsetzung des Daseins unter noch viel günstigeren Bedingungen. War man aber so darüber gründlich beruhigt, so blieb doch immer die andere Sorge: wie helfen wir uns gegen die tausend Leiden, schützen uns gegen alle die erschütternden Stöße, die uneres Fleisches Erbeil, heilen wir die Folgen der empfangenen am besten aus und verlängern zugleich die unjermem diesseitigen Dasein nun einmal zugemessene Dauer? — Diese Frage und diese Sorge brachte die Menschheit auf die Erfindung der Heilkunst, der Medizin. Priesterliche und weltliche Mediziner erwarfen überall, wo es zum Leiden geborene Menschen gab. Sie fanden und finden noch immer ihre Rechnung, da eben so wenig als diese Leiden die Sehnsucht davon befreit zu werden und der Glaube an die Wunderkraft gottbegnadeter Männer und natürlicher Mächte und Erzeugnisse jemals aussterben kann und wird.

Welches diese Naturprodukte und -kräfte seien, durch die jenes erwünschte Resultat am besten erreicht wird, — das ist nur die Frage! Jedes und jede ist seit Jahrtausenden bereits einmal an die Reihe gekommen, dafür gehalten und zu diesem Zweck von weisen Meistern, von erleuchteten naiven Werkzeugen, von Hexenmeistern, Schäfern, Scharfrichtern, alten Weibern u. zur Anwendung gebracht worden, wo Beschwörungen, Zauberformeln, Handauslegungen und Gebete allein erfolglos blieben. Die Geschichte der Medizin zeigt einen unermüdlichen Wechsel in bezug auf die bevorzugten und für wirksam gehaltenen Arzneimittel. Im Glauben an die Kraft eines von der Natur gespeideten aber ist kaum jemals eine Wandlung eingetreten: es ist das Wasser der heißen Quellen, welche dem geheimnißvollen Schoß der Erde entsprudeln. Die Dämonen der Tiefe, welche denselben ihre Glut gaben, mußten, so schloß man, auch etwas ganz Apartes dem Wasser beigegeben haben. Wunderlich bleibt es freilich, daß der unverkennbare Ursprung solcher Quellen in der Nähe des Herrscherstizes des Fürsten der Hölle und die doch zweifellos an deren Feuer gewonnene Glut nicht wenigstens die christgläubigen Leidenden des Mittelalters von dem Gebrauch solcher Brunnen viel eher abgeschreckt als dazu ermuntert haben. Indes fragt ein arg Gequalter schließlich nicht viel danach, woher ihm Linderung und Heilung kommt — wenn sie ihm nur zu teil wird, wie jenem Kaiser auch das gesteuerte Gold keineswegs übel zu riechen schien, das ihm die Kloaken eintrugen. Daß aber heiße Quellen denen, die darin badeten, und manche auch wohl denen, welche davon tranken, wohlgethan haben, wer wollte es bestreiten? —

Der Ruf der heißen Brunnen kam dann den der Erde entquellenden, ob kalten ob warmen, überhaupt zu gut, zum meist denen, welche dem Gaumen des Trinkenden nur wenig oder ganz abscheulich schmeckten. Ehedem in alten frommen

Zeiten hatten die Leidenden in klösterlichen Badehäusern und Samariterherbergen das Wasser aller dieser Heilquellen, dem ein darüber gesprochenen priesterlicher Segen noch eine vermehrte Sicherheit der Wunderkraft verlieh und alle etwa noch zurückgebliebenen höllischen Eigenschaften nahm, schlicht und recht in naivem Glauben getrunken und zu Bädern benützt. Dann aber kam die Zeit der Aufklärung des Menschengemistes, wenigstens der europäischen Kulturvölker. Das Wissen sollte an des Glaubens Stelle treten. Die chemische Analyse wurde erfunden; die Arzneikunst wurde zur medizinischen „Wissenschaft“. An den alten und neuen Heilquellen aber mußten die frommen barmherzigen Spitalbrüder den klugen, gebildeten, welt- und menschenkundigen, liebenswürdigen Bäderärzten weichen.

Seitdem erst hat die goldene Zeit der Bäder begonnen. Wenn die Leidenden selbst, die bei ihnen Heilung zu suchen kommen, diese nicht immer aus den Wunderquellen geschöpft haben — an den Bäderärzten und an der Mehrzahl der mit solchen in einem nach chemischer Analyse wohlbewährten Brunnen segneten Bäderorte hat sich die heilsame Kraft der letzteren desto sicherer und glänzender bewiesen.

Wenn der Frühling sich anschickt, dem alten Winter den Gnadenstoß zu geben, dann ertönt durch die Lande noch vor dem ersten Verchentrillern und Schwalbenzwitschern der tausendstimmige Lockruf auch der Bäderärzte, der gastlichen Etablissements und der Stadtbehörden der großen und kleinen, der berühmten und unberühmten, der uralten wie der gestern entdeckten oder erfundenen Bäderorte an alle wirklichen und eingebildeten Kranken. „Hier findest Heilung du!“ so klingt es schmeichlerisch, Trost und Hoffnung erweckend aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes und auch von jenseits seiner Grenzen herüber, und tausend Zeitungsblätter tragen die frohe Botschaft aus Ohr der Leidenden. Der beratende Hausarzt aber, ob er auch sonst kein Freund der Teilung der Arbeit an demselben Patienten ist, rät nicht ab, dem Ruf zu folgen und auf die tröstliche Verheißung zu bauen. Hat er doch seine, natürlich streng auf wissenschaftlicher Erkenntnis des Übels und der Quellen beruhenden — gewichtigen Gründe dazu, den Gebrauch dieses oder jenes Heilwassers dringend zu empfehlen. Wohl emballiert sendet er seinen Patienten dem werten Herrn Kollegen an dem gewählten Bäderort zu. Der weiß schon, wie er die Kur und den Quellengebrauch des ihm Anvertrauten am besten zu leiten und zu regeln hat.

Kranke, in ärztlicher Behandlung Stehende, zum Genuß eines abscheulich schmeckenden warmen Wassers und zur Einhaltung unbequemer Diätvorschriften Genötigte pflegen naturgemäß verstimmt zu sein, zur Melancholie und Verdrossenheit zu neigen. Um diese trüben Geister von ihren Badegästen zu bannen, ist jede Bäderort-Verwaltung mit menschenfreundlichem Eifer bemüht, allerlei Veranstaltungen zu treffen, welche geeignet sind, selbst die Gemüter der körperlich Leidenden in möglichst heitere Laune zu versetzen und sie ihre Sorge und Plage vergessen zu machen. An dem Bäderort sollen sie keine der Freuden entbehren, welche ihnen im Winter die Heimatstadt bot. Ja sie sollen diese in noch erlesenerer Form und größerer Auswahl zu genießen Gelegenheit erhalten, und so sind im Lauf der Zeit die Städtchen, welche um berühmte Heilquellen erwachsen, aus Spitalern zu Schauplätzen des glanzvollsten und rauschendsten Bequignens geworden, an denen der Lärm der fröhlichsten Weltlust kaum während weniger Monate des Jahres verstummt, an denen bis zum Jahre 1874 der verführerischen Glücksgöttin die prachtreichsten Tempel errichtet standen, wo die goldenen Ströme Tag und Nacht über den grünen Teppich riefelten und rollten.

Die Gewißheit, das alles „im Bade“ anzutreffen, hat die Heilquellen wieder zu Quellen einer neuen Frühlings-, Sommer- und Herbstkrankheit werden lassen, welche ältere Patienten nicht gekannt haben: die Bäderaustenthalt-Sehnsucht. Sie ergreift die Gesunden, aber vor allem die Frauen der glücklicher situierten Gesellschaft mit viel heftigerer Gewalt als die Kranken, welche von dem Gebrauch der Heilquellen Genesung zu hoffen haben. Sie äußert sich bei vielen in Symptomen, welche denen körperlicher Leiden sehr ähnlich sehen, und — wenn nicht den Arzt täuschen — so doch den Gatten in genügende Besorgnis versetzen, und ohne langen Widerstand in die Bäderreise zu willigen, um die Mittel dazu anzuweisen. Diese gesunden Badegäste haben nach dem Schluß ihres Aufenthalts an dem ersehnten Ort durchschnittlich viel gegriindete Ursache mit den Erfolgen ihrer „Sommer-Kur“ zufrieden zu sein, als die vertrauenden Kranken, welche sich zu den Quellen schleppten.

Zum Glück für die Bäderorte und die Bäderärzte aber sterben auch diese Kranken nicht aus. Die Heilung, die ihnen während eines Sommeraufenthalts nicht wurde, bringt ihnen vielleicht ein zweiter, ein dritter . . . Und immer wieder sorgen die menschlichen Leidensarten, thörichtesten Gewohnheiten und widernatürlichen Lebensarten, die Bequemlichkeit und die Überheßung in der modernen „höheren“ Gesellschaft dafür, daß es jenen nie an neuem Nachwuchs mangle, daß die Herzen „verfettet“, die Lebern „angeschopt“, die Gelenke von der Gicht ausgetrieben, die „Nerven“ überreizt und abgespannt werden, die Kräfte der Verdauung gelähmt, die Atmungsorgane krankhaft affiziert werden. Und mit jedem neuen Frühling rücken die Scharen der alten und der neuen Opfer der städtischen Winterfajson, des Übermaßes der Lebensgenüsse und des Übermaßes aufreibender Geistesarbeit heran, um hier in Karlsbad und Marienbad das Juwiel hinwegzuschwemmen und herauszustößen, dessen Last sie mit sich herum-schleppen, dort in Teplitz und Wiesbaden die schmerzgezerzten Glieder gesund zu baden, in hundert andern Quellen und in den Wellen des Meeres die verschiedenen Leiden der Partien des alten Adam zu erlösen, damit auferstehe ein neuer Mensch, der — im folgenden Winter das gleiche thörichte Spiel von neuem beginnt, dem er seine Leiden dankte.

Es ist einer der interessantesten Akte in der großen Tragikomödie des modernen menschlichen Lebens, der sich alljährlich in unseren Bäderorten abspielt. Wer als Zuschauer oder Aeteur mit offenen beobachtenden Augen seinen Aufführungen beiwohnt, wird in den Zeichnungen von Typen des Bäderortpublikums, wie sie der Stift uneres verewigten Ludwig Bürger nach der lebendigen Natur mit gewohnter Leichtigkeit, Schärfe und Sicherheit auf Papier warf, lauter wohlbekannte Originale erkennen und dem Künstler den Ruf nicht versagen, daß er genau gesehen und das Erschaute treu gespiegelt hat. Ludwig Pietsch.

Bade Typen

aus
dem Skizzenbuche
von
Ludwig Burger



Florentine Böttcher, Dichterin
(Sprudel)



Frau Schlächtermäster Fettback
(Kesselbrunnen)



Lieutenant von Strudelnitz
(Eisensäuerling)



Gutsbesitzer Rundlich
(befindet sich bei Melange am Wohlsten.)



Süßdame von Felsenhorst
(Kreuzbrunnen)



Madame Sauerbrei
(Bolterbrunnen)



Böhmische Musikanten
(Pilsener Bier)



Polnische Landleute
(Kujawka)

Lehrerinnen
(Apollinarisbrunnen)



Eulalia Immergrün
(Schönbornquelle)

Eine Lebensskizze unseres Stares.

Von den Brüdern Adolf und Karl Müller.

Es ist eine schöne, wonnige Zeit, wenn die ersten Blütenknospen aus den Obstbäumen unserer Gärten brechen, und der laue Südwest von dem hellen Blütenflor und dem jungen Mai-grün den würzigen Duft raubt und in die Lüfte verbreitet. Unser Herz schlägt freudig-bewegter unter dem herrlichen Erwachen der Natur, und im Jubel hebt es sich empor, wie die tausend Herzen der Sommervögel um uns her, deren Kehlen beseligende Liebe weckt zu der schönsten Entfaltung des Weltgeistes, dem Gesange.

Auch das kleine Herz unseres Stares wird mächtig bewegt in dieser Zeit, ja sichtlich wohl am gewaltigsten unter seinen eminenten gefiederten Brüdern in Air und Wald. Da sitzt das in Purpur, Grün, Gold und Silber des Hochzeits-schmuckes schillernde Männchen auf einem Blütenbaum oder einer Dachrinne, ganz hingegeben dem Hochgefühl der Liebe und Wonne, seine Seligkeit ausströmend in Überchwänglichkeit von Tönen, Lauten und Gebärden. Zwar hat ihm die Natur einen hervorragenden Originalgesang versagt, wie unseren heimischen Meisterfängern, der Nachtigall, dem Sprosser, der Singdrossel, den Grasmäuden und den Finken; aber dafür weiß uns der Bewohner unserer Gärten und Gehöfte durch sein Nachahmungstalent und die eigentümliche Form seines Vortrages nicht wenig zu fesseln. Sein musikalisches Repertoire ist mannigfaltig, und sein Bestreben, es der Welt und besonders seiner in bescheidenerem Gewande auftretenden Guldin zu verkünden, unermüdet. Die Weise seines Vortrages trägt ganz



das Abbild seines ungemein erregten Innern. Eben überrascht es den Hörer mit einem lauten, grellen, gedehnten Pfiff, ganz ähnlich dem des Schäfers, wenn er vor der Herde herzieht; im nächsten Augenblicke schallt der melodische, volle Waldesruf des Pirol. Diefem reihen sich eine Menge Aufe, Laute und Weifen anderer Vögel an, so daß ein natürliches Potpourri entsteht, in welchem der Schrei und das Gewimmer des Raubvogels mit dem Gezwitze unserer Sänger, das „Pitterwick“ der Wachtel mit dem Ruf des Rebhuhns abwechseln, aus dem eben das „Huhuh“ des Waldkanzes, das „Gehmit“ des Leichhuhns oder der Sägeton des Reihers hervorbricht, dann wieder ein heller Lerchentriller oder das Piepen der Kuckelchen, das Gekacker der Hühner, das Krähen des Haushahnes mit dem Gechnatter der Gänse tanschend zu unserem Gehör dringt. Aber mit diesem entlehnten Mischmaich ist der Schatz des musikatischen Repertoires unseres Musifanten noch nicht erschöpft. Sein merkwürdig eingerichtete Stimmorgan, namentlich sein unterer Kehlkopf oder die sogenannte „Trommel“, produziert uns nimmehr sein Eigentümliches: der Künstler zieht das mystische Register seiner Brust, die eine wahre Bauchrednerie in Tönen und Lauten kundgibt. Das schnalzt, knappt, schrillt, schnurrt und würgt durcheinander in einer ununterbrochenen, bald leisen, bald lauterem Stala, daß man um sich blickt, um den Urheber dieses auffallenden Getöns zu entdecken. Oft sucht das Auge den balzenden Vogel ganz in der Nähe, während der Bauchredner auf hoher Finne des Hauses und Turmes oder auf der Warte einer Eiche seine neckischen Künste übt. Ganz diesem absonderlichen, mysteriösen Vortrage angemessen, ist das körperliche Gebahren des Musifanten. Mit vor- und aufgerichtetem Körper, Hals und Kopf fast senkrecht in der Luft, blähen die hervorquellenden Weifen den Hals auf, daß die Federn davon abstecken, zugleich arbeiten die Bauchmuskeln sichtbar, in Folge dessen der Schwanz des Musifizierenden merklich beigezogen oder eingeklemmt wird. Und über allen diesen ringenden Bewegungen schlingt der Vogel, sein eigener Kapellmeister, sich den Takt mit seinen Flügeln. Sie begleiten die Stimmungen seiner Seele, das Diminuendo und Crescendo der Gefühle bis zur Ekstase des Minneberauschten. Bei dem bauchrednerischen Balz heben sie sich, beständig vibrierend, wenig von den Seiten ab, allmählich lästern sie sich flatternd unter pfeifenden Lauten immermehr von dem Körper, um stöhweise Wellen schlagend die verengerten Partien der Crescendos und Fortissimos zu begleiten und endlich im höchsten Sinnenrausche wie gelähmt an den Flanken herabzufinken. Du minnenbeister, glückliches Starchen, wie haben wir dich in dieser deiner Erotomanie belauscht! Wie hast du

uns Stunden lang höchlich ergötzt und welche Seelenzüge haben wir deinem Wesen abgelauscht! Wahrlich deine Minne ist eine Reihe sprechender Seelenoffenbarungen. Da ziehst du beim Beginne deiner Liebeswerbungen in sanften Wellenlinien in der Luft dahin, plötzlich in zunehmendem Wonnegefühl eine Strecke aufwärts steigend und so abwechselnd in dem sonnen-erwärmten Ather dem Spiele deiner berauschten Seele gemäß dich zu bewegen. Nach sattgetrunkenen Himmelsluft läßt du dich nieder auf die Warte deiner Minne, um deinen Jubel durch die Kehle zu verkünden. Deine Dulcinea hört deine feurrigen Ständchen, hier in der Spechthöhle einer Eiche oder Buche, dort in dem Kasten, den dein menschlicher Freund an dem Aste eines Gartenbaumes dir befestigt, und lügt entzückt deinen Liebeshymnen. Du bist darob berauscht und musifizierst überchwänglich begeistert mit obligaten Flügelschlägen; ganz hingegeben dem beseligenden Moment hörst und siehst du nichts; — die Gattin, angezogen durch deinen Lieberstrom, schwebt herbei, über dich, auf deinen Rücken. Das ist zuviel der Seligkeit für deine Starenleidenschaft — du schnappest förmlich über und verfallst in einen Liebestanz, der — ach, armes Starchen! — gar oft zum Weitzanz ausartet und dich in Krämpfe wirft. —

Die Frau Starin brüht. Wie emsig ist Herr Starmaß im Futragen von Futter. Bald starren ihm wie ein Schnurrbart die Flügel einer großen Heuschrecke beiderseits des Priemen-schnabels, bald krümmt sich ein Wurm zwischen den Kinnladen, noch häufiger wird das Leibgericht der Wöchnerin präsentiert: die Engerlinge, und mit Wohlbehagen giebt sich der sorgliche Gatte der Maikäferjagd hin. Er lieft sie des Morgens von den behaarten Zweigen, des Nachmittags und gegen Abend fängt er sie beim Schwärmen in der Luft. Inzwischen unterhält der Unermüdete die Brütende mit den ausgefuchtesten Konzertstücken. Aber eines Tages, da schlüpft er begierig ins Flugloch der Wohnung und bleibt ungewöhnlich lange im Inneren. Und mit gutem Grunde: denn 5 bis 6 Stärchen sind aus den Eischalen gekrochen, die den entzückten Vateraugen sich mit zitternden Sperrhälsen unter dem Flaum der Mutter zeigen. Jetzt geht ein neues Leben an.

„Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben.“

Und sie bleibt im treuen, regamen Starenherzen. Regsam, wie so leicht kein anderer Vogel, tummelt sich der Vater, und in wenigen Tagen auch die Mutter ab und zu, beladen mit der „Nahrung“, die wohl zu beachtende Vente wirtschaftlich schädlicher Kerse in allen Formen und Arten. Die Sorge, die Liebe um die Jungen kennt keine Grenzen. Es ist als verdoppelte und verdreifachte sich die rührigen Eltern. Ihr ganzes Wesen trägt das Gepräge sorgender Eile und Hast. Kein Wunder, wenn die Inzassen der Brutstätte wachen wie die Pilze. In zwei Wochen lugen sie schon lärmend aus dem Flugloch heraus, in der dritten folgen sie den Alten ins Freie. Fort gehts in Starenbeweglichkeit auf die nächsten Bäume, weiter in die Wiesen, auf die Tristen, in Feld, Auen und Wald; Familie gefellt sich zu Familie, diese, zu Gesellschaften vereint, wachen an zu fliegen, zu Schwärmen. Das ist ein Laufen, ein Flattern, Fliegen und Schwärmen hier und dorthin, ein Durcheinander die Kreuz und Quere, und darüber schallt und schwirrt das „Schi — schi“ der Schwärme ohrenbetäubend. Trotz des Wirwarrs finden Alt und Jung jeder Familie sich untrüglich leicht: eine bemerkenswerte Gabe der Naturwesen. —

So überwiegend der ökonomische Nutzen des Vogels mit seiner großen Rührigkeit ist, so kehrt sich jener doch örtlich und zeitweise in sein Gegenteil um bei der Döfriere. Namentlich die Kirichen sind der verlockendste Tisch für den Star. Unbändig zieht es ihn mit der Schar seiner Jungen zu dem rot und schwarz winkenden Schlaraffenland der Kirchsbaumplanzungen. Freilich ein Argernis für den Bestzer, der sich übri-gens mit Klappern und Schießen zu helfen sucht. Noch empfindlicher, weil an kostbarerem Objekte, ist der Staren Zehnten in den Weinärten. Hier muß der im Früh- und Späthjahre bis in den Winter so tapfere, verdienstvolle Kerpertilger gar oft als Opfer seiner Raschhaftigkeit fallen. In Gegenden freilich ohne Weinbau mindert sich sein schädlicher Raub am Obste doch beträchtlich und sein Verdienst um die Garten- und Feldwirtschaft drängt sich in den Vordergrund. Und dessen eingedenk, nicht minder aber auch in lebhafter Erinnerung seiner musikatischen Befähigung und seines ergötlichen Wesens, zimmer ihm der Tierfreund den Ristkasten, den er sich in einer Anhänglichkeit an die menschlichen Wohnstätten zum Segen unserer Garten- und Feldkultur als dauerndes Heim bei seinem Herzog aus der Fremde erwählt.

Des Stares Nachahmungstalent beschränkt sich nicht bloß auf die Reproduktion von Ruf, Klang, Sang anderer Vögel und Tiere; der exemplarische Vogel versteht sich auch auf das Erlernen menschlichen Sprechens. Sein aufgeweckter Kopf nimmt kurze Sätze, Namen und Rufe, die ihm deutlich und beharrlich vorgesprochen werden, allmählich an. Seine Stimme ist allerdings nicht raumbherrschend; aber gerade dieser Umstand macht sein Sprechen amüsant: es klingt wie die Sprache eines Kindes oder zwerghaften Menschen. Wir besaßen von unserem Großvater einen gelehrten Star, der in einem seinem ursprünglichen Lehrer täuschend ähnlichen Jargon mehrere Sätze deutlich sprach. Der Lehrmeister, ein Schuster zu Mainz, hatte den Stadtschnupfen, und in Folge dessen eine belegte Stimme. Gerade so ließ sich der Schüler vernehmen. „Halt!“ fing er seinen Monolog an. Daran reihte sich: „Wer da! Jakob hol' die Wacht! Du Spitzhub! — Lottchen küß' mich!“ (worauf ein Kufgelispel folgte, das sich öfters täuschend und ergötlich wiederholte). „Marie, toch' Kaffe! Gretchen mach' die Thür zu! Vabettchen, steh' auf!“ (Die Antwort Vabettchens erfolgte mit „Ja“ in der Pistel). „Liesel! Köschel! Zulchen! Schön Starchen!“

Komische Scenen verursachte es, wenn ihm das Schüsselchen mit Wasser zum Bade, das er wie alle Stare leidenschaftlich liebte, vorenthalten wurde, indem man das Wasser mit der Hand bedeckte. Grimmig hadte er auf die Hand los und mengte dabei die erlernten Worte in possierlich verändertem Tone durcheinander.

Es war ein drolliges Wesen, dessen Andenken — wie der Leser sieht — noch heute warm und lebendig in unserer Erinnerung fortlebt und dessen ganzes Gebahren neben so vielen Beispielen aus der Tierwelt uns zu der unerhörlichen Überzeugung geführt hat, daß die Tiere seelenbegabte Wesen und deshalb unserer vollen Achtung und Liebe teilhaftig sind.

Aus dem Frauenleben.

* Prinzessin Hilda von Nassau, die jugendliche Tochter des Herzogs von Nassau, deren Verlobung mit dem Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August von Baden jüngst auf Schloß Königsstein im Taunus stattgefunden hat, führen wir unseren Leserinnen hiermit vor. Am 5. November 1864 zu Biebrich geboren, also jetzt 21 Jahre



alt, ist die Prinzessin die einzige Tochter des Herzogs aus dessen zweiter Ehe mit Prinzessin Adelheid von Anhalt. Die jugendliche Braut, welche bisher wenig an die Öffentlichkeit getreten, ist eine anmutige Blondine von schlankem, graziosom Wuchs. Mit glücklichen Gaben des Geistes vereint die Prinzessin ebenfollche des Herzens, und so werden ihr in der neuen Heimat gewiß die Sympathieen aller bereinst voll und ganz gehören. Die Vermählung des jungen Paares wird voraussichtlich schon im Herbst stattfinden und es dürfte Mannheim dann der zukünftige Aufenthalt derselben sein.

* Die unter dem Protektorat der Frau Kronprinzessin des deutschen Reiches und von Preußen in Berlin bestehende „Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen“ veröffentlicht ihren Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr 1884 und liefert in demselben erneuerten Beweis ihres segensreichen Wirkens. Die Allgemeine deutsche Pensionsanstalt steht jetzt im 10. Lebensjahr. Ihre Mitgliederzahl ist auf 1161 gestiegen, ihre Jahresermahme auf 213 199 M. Ausgaben hatte das Institut im abgelaufenen Jahre 29 799 M., erhielt somit einen Vermögenszuwachs von 183 400 M., durch welchen sich der Vermögensstand überhaupt auf die gewaltige Summe von 1 445 800 M. gesteigert sieht. — Seit dem Jahre 1884 stehen bereits 59 Mitglieder im Genuß der Pension, deren Gesamtbetrag sich auf 10 606 M. beläuft. In 87 Einzelsällen sind Unterstützungen, Beihilfen zu Badereisen u. s. w. gewährt worden. Denselben 114 Mitgliedern, deren Pensions-Anfang bis zum 3. Quartal 1891 beginnen wird, ist eine Ermäßigung der von ihnen noch zu zahlenden Beiträge um 25 Prozent bewilligt worden. — Für Unterstützungen an Mitglieder der Pensions-Anstalt sind für das Jahr 1885 9000 M. ausgeworfen. — Allen jüngeren Lehrerinnen legen wir auch in diesem Jahr dringend ans Herz, möglichst bald nach Erlangung der Berechtigung ihren Beitritt zur Pensionsanstalt bewirken zu wollen. Die Beiträge sind dann erheblich niedriger, und — eine gute Sache soll man überhaupt nicht aufziehen! Meldungen sind an den Wirklichen Geheimen Rat Greiff, Berlin W., Unter den Linden Nr. 4, zu richten.

Theater und Musik.

* Ferdinand v. Hiller ist am 10. Mai in Köln gestorben. Hiller war geboren 1811 in Frankfurt a. M., bildete sich hauptsächlich unter Hummel in Weimar, darauf in Paris und in Italien aus, ward 1847 Musikdirektor in Düsseldorf, 1851 Kapellmeister der Stadt Köln, wo er Gründer und Direktor der rheinischen Musikschule wurde. Hiller komponierte in allen Gattungen der Musik, seine Meisterstücke dürften die Oratorien „Die Zerstörung Jerusalems“ und „Saul“ sein. Die Zahl seiner Werke beträgt gegen 200. Besonders hat er sich als musikalischer Schriftsteller bekannt gemacht.

* Eine Stiftung für arme Schauspieler beabsichtigt Professor Hänel, zur bleibenden Erinnerung an Laubes dreißigjährigen Wadefuch in Karlsbad, dessen Ehrenbürger Laube war, zu begründen. Zu diesem Ende bestimmt Prof. Hänel, bekanntlich der Stiefsohn Laubes, eine Summe von 30 000 Mark, deren Zinsen zur Unterstützung kranker Schauspieler verwendet werden sollen, welche einer Karlsbader Kur bedürftig sind.

* Rubinstens vieraktige Oper „Aero“ hat sich vor ihrer Aufführung in Wien vierzig Striche gefallen lassen müssen und diese vierzig Striche repräsentieren die statliche Summe von 2371 Taktten. Das ist ungefähr eine Zahl, aus denen eine kleinere italienische Oper, wie beispielsweise die „Nachtwandlerin“ oder „Lucia“, besteht.

* Zwei neue Schülerstipendien sind am Wiener Konservatorium errichtet worden. Eines von der Familie Löwenberg zum Andenken an den verbliebenen Pianisten Ernst Löwenberg, ein zweites durch verschiedene Beiträge entstandenes und in steter Vermehrung begriffenes Herbed-Stipendium. Auf beide Stipendien haben nur Kompositionsschüler Anspruch. In diesem Schuljahre sind beide Stipendien bereits zur Verleihung gelangt.

* Ein fürstlicher Dichter ist in Neapel mit einem Werke auf den Plan getreten. Wie von dort geschrieben wird, gelangte im Teatro Rossini das vom Herzoge Proto di Madaloni verfasste Lustspiel „Le amiche“ (Die Freundinnen) unter großem Beifalle zur ersten Aufführung.

* Für den bevorstehenden internationalen Musiker-Kongress in Antwerpen erläßt das Komitee die Ankündigung, daß die Sitzungen nicht, wie früher bestimmt war, an den Tagen vor den Gemeindefesten dieser Stadt, sondern an diesen Festtagen selbst (8. bis 11. August) stattfinden werden.

* Robert Franz, der bedeutendste musikalische Dyrker der Gegenwart, der Hallenser Ehrenbürger, vollendet am 28. Juni d. J. sein siebenzigstes Lebensjahr.

* Sophie Meuter wird ihre Thätigkeit am Petersburger Konservatorium im nächsten Winter nicht wieder aufnehmen.

Neue Handarbeiten.

Die beispiellose Vielseitigkeit der modernen weiblichen Handarbeiten ist unbedingt das Resultat des seit Jahren angehäuften außerordentlich reichhaltigen Materials, von dem die Phantasie Fachkundiger sich erfolgreich hat inspirieren lassen. Und immer Neues schafft die Industrie und weiß dieses Neue mit dem Alten, Vorhandenen so geschickt zu verschmelzen, zu so außergewöhnlichen Effekten zu kombinieren, daß dem flüchtig streifenden Blick eine völlig neue Ara im Reich der Handarbeiten zu tagen scheint, dem ernsteren Beschauer wenigstens das Raffinement, das in der Verbindung von Farben, Geweben, Nadelkunst und geschickter Umkleidung liegt, Bewunderung abringt. Ehe wir einzelne dieser dem Auge gebotenen Rätsel lösen, machen wir unsere Leserinnen mit neuem Material, sowie mit der Eigenart hervorragender moderner Handarbeiten bekannt. Die schöne und gezielte, dem Renaissancestil angehörige venetianische Stickerei, die zu weitgehendsten Zwecken für Weiß- und Bunstickerei Verwendung gefunden, gab den Impuls zu einem neuen Material, da die oft ziemlich großen Flächen ihrer Dessinfiguren, um nicht monoton zu erscheinen, einer Fällung bedürften. Dieses Füllmaterial besteht in einer in dichten Reihen gewebten Seide, „bouclé-Seide“, die mit überfanglichen aufgenäht wird und in engen Reihen einen dem Krümmernähe ähnlichen Eindruck macht. Besonders wird die bouclé-Seide zur Ausfüllung der Figuren in Larde-Gewebe, einem stark markierten Spitzengewebe, dessen Dessinfiguren mit starker Schnur eingrandet sind, verwendet. Bobbinet, Larde-, Uda-Gewebe sind immer noch, wenn auch ihr Genre bezüglich der Zeichnungen Änderungen erlitten und teils figurale Motive, teils phantastische Gebilde ferner Nationen aufweist, beliebte Stoffe.

Neben den geflöppelten Spitzen aus Hanfzwirn, seinem Bindfaden, starker Wolle fungieren Chenille, filo-floss und rope silk, Smyrna- und getrepte Wolle, Krausgespinnst in Metall, Brillantseide (d. i. mit Metallfäden verwebte Seide) und alles hinesische Stickereimaterial in Bronze- und Silberfarben. Das Metall fast überall Fuß: Brocatstoffe, Gold-Canevas, Brocatcanevas zum Sticken und zum Applizieren, Bronze- und vergoldetes Leder; daneben will uns naturelles Bildleder, braun und grau, zur Applikation oder zur venetianischen Stickerei in seinem stumpfen, simplen Gewande fast plebejisch erscheinen; so verwöhnt ist das Auge, daß es die verschönernde Beigabe von Gold- oder Bronze-fäden als unerlässlich beansprucht. — Nach längerer Vernachlässigung scheint man neuerdings wieder mehr Fühlung mit der Kreuzstichstickerei nehmen zu wollen, die denn auch dem Buntdruck auf Stoffen oder wenn sie, wie es gegenwärtig der Fall ist, als Kopie alter und moderner Bilder wirken soll, bezüglich ihrer Ausführung diesem und jenem am nächsten steht. Für Kissen, Stuhlborbüren, Denshürme, paravents, Fauteuils hat man bereits zu diesem Zweige der Handarbeit gegriffen und teils niederländische Gemälde, Genrebilder und Jagdszenen, Waldmotive und Porträts der Kopie unterzogen. Zu solchem Zweck wird der sehr feine Canevas mit Deckfarben übermalt, um dann im petit-point übersticht zu werden. Bisweilen auch sind die Motive in Perlenstickerei ausgeführt, andere auch und namentlich die modernen Vorwürfe, wie: Tyrolerjensen, Alpenidylle, die Darstellung der Grimmschen Hausmärchen u. s. w., teils im Kreuzstich, teils im petit-point gearbeitet. Die letzteren befanden überdies freiere Auffassung im Entwurf; die Szenen sind durch Blumenwinden oder knorriges Geäst eingerahmt, während die ersteren sich streng an die Staffage der Originalen halten. Die Abbildung Nr. 2 zeigt einen paravent, dessen 3 Teile Tyrolerjensen im Kreuzstich und petit-point darstellen. Der Rahmen des paravents ist mit Plüsch bekleidet und mit Seidenschnur überspannt.

Ein Gebiet, auf dem sich die weibliche Hand bisher noch wenig oder gar nicht bethätigt hatte, ist das der stores, der vitrages oder der kleinen, dicht anliegenden Schutzgardinen. Aber was die Textilkunst so hübsch in bunten, sanften Farben vorbereitet hat, die matten, oft nebelhaft undeutlichen Dessins werden nun in bestimmte Formen mit klarer, leicht zu entziffernder Zeichnung umgewandelt. Vorzugsweise sind es die cremefarbenen und die grünlichgelben, bunt durchwirkten Madrasstores, indische Gewebe, dann aber auch die stores in Bobbinet-Gewebe, welche der Verschönerung durch lebendigere Farben und dann auch häufig anderer Bestimmung unterzogen werden. Die Madrasstores, ein glattes, durchsichtiges Gewebe aus Wolle und Seide oder feiner Baumwolle, haben farbige Dessinfiguren, die wie ein Durchzugmuster aus feinen Wollensäden erscheinen (broché); ihre Breite und Länge ist derartig bemessen, daß sie das Fenster ganz verdecken und mittels Zugvorrichtung nach der einen Seite zurückgezogen werden können. Die Dessinfiguren dieser Stores werden je nach Geschmack und Anlage des Gewebes, d. h. des broché mit Filoselleseide, mit Chenille, mit Metallfäden, bunter feiner Wolle oder dergl. übersticht. Da dadurch die ohnedies große und lange Stoffbreite, die durch das bunte broché bereits Einbuße an der Durchsichtigkeit erleidet, noch schwerer und undurchsichtiger wird und den Raum, dem sie immerhin doch einiges Licht spenden soll, beträchtlich verfinstert, so dürften sich derartige Shavols mehr für Übergardinen eignen, wenn man sich nicht beschränken will, nur die Bordüre zu übersticken und den Spiegel dem Zugange des Lichtes frei zu lassen. Praktischer in dieser Hinsicht sind die geteilten Stores, die zugleich die Funktion der Vitrages übernehmen und wie die Zuggardinen zurückgezogen werden. Aus brochirtem Madrastüll ähneln sie den vorigen (ausschließlich des Füllfonds). Ganz abweichend sind Stores aus Bobbinet-tüll, die, abgepaßt in Breite und Länge, für je eine Fensterhälfte in ihrem Spiegel figurale Dessins zeigen: Vögel,

Reptile, Fische, Götzenhäupter, alles japanischen und hinesischen Charakters. Sämtliche Figuren heben sich in matten, bunten Farben von dem gelblichen oder grünlichen, spitzartigen Fond ab, denn sie sind mit Deckfarben übermalt und bedürfen nun nur noch einiger leichter Seidenstickerei, um hier und da die Wirkung der Farben zu unterstützen (Abb. 1). Infolge seiner Eigenart und der für Stickerei günstigen Veranlagung wird der Madrastüll auch zu Decken, Schonern, Stuhlborbüren (letztere bedingen eine Unterlage von Shirting) verwendet und mit Plüsch, mit Franze oder Spitze eingrandet. Der Plüsch spielt vor wie nach in der Handarbeit eine bedeutende Rolle, und die eleganten, wirkungsvollen Gegenstände sind zumeist daraus gefertigt. Von dem tiefen, gesättigten Plüschfond heben sich Stickereien in Altgold, Brocatapplikationen effektiv ab und ebenso wirkt er andererseits als Einfassung. Man hat augenblicklich ein gewisses Tendenz dafür, olive und rotbraune Nuancen in Plüsch zusammenzustellen, deren Kontraste indessen durch allerlei vermittelnde Töne in Seide, Metall und Stoffen zu harmonischem Ausgleich geführt werden.

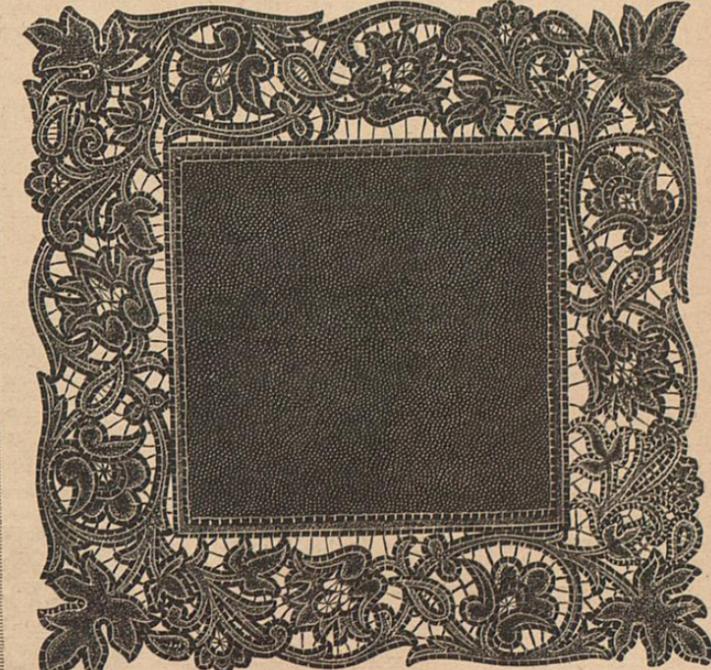
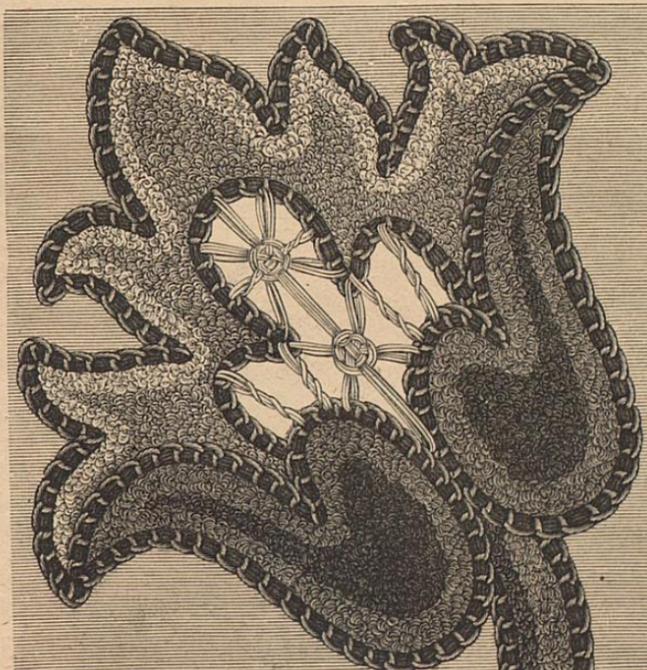
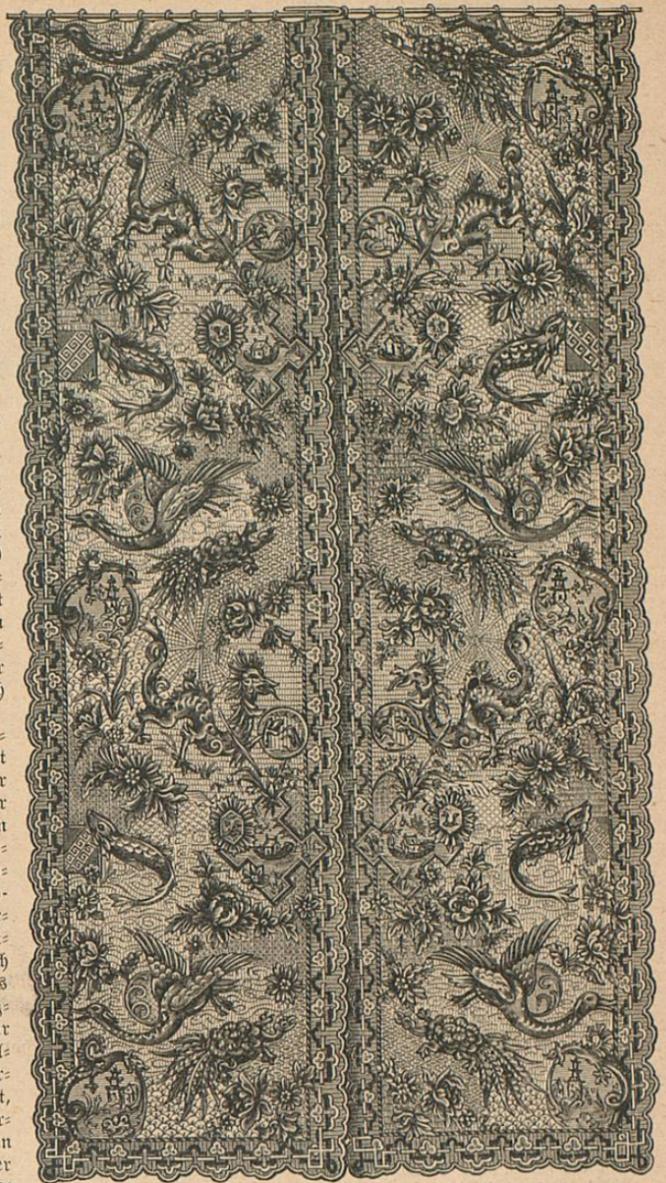
Ein geradezu unermeßliches Feld beherrschen die Decken. Fast jedes Material ist ihnen unterstellt, keine der technischen Ausführungen wird ihnen vorenthalten, und zahllos sind die Varianten der Gattung. Zugegeben, daß Schoner, Tischläufer, Büffet- und Tischdecken, Wiegen- und Korbdecken, Liegebrettedecken, Unterlege- und Toilettenstuhlsdecken und alle die übrigen Diminutiv unbestimmbarer Qualifikation in diese Kategorie gerechnet werden. Elegante Decken (siehe Abb. Nr. 4) fertigt man häufig aus einem crepeartigen, écrufarbenen Baumwollstoff, füllt die vorgezeichneten Dessinfiguren, wie Abb. Nr. 3 zeigt, mit bouclé-Seide, umrandet sie mit Filoselleseide, die mit Languettenfransen von hellerer Seide besetzt wird und arbeitet die Spinnen und gewundenen Stäbe mit Goldfäden; zwischen den Dessinfiguren wird der Stoff fortgeschnitten und dem mittleren Teil der Decke farbiger Plüsch appliziert.

Für Sophaschoner, Tüchlein kommt vielfach die grobe geklöppelte Garnspitze oder Wollenspitze in Anwendung, die kunstvoll mit bunter Wolle, Seide und Metallfäden übersticht wird, wobei der Fond und die Dessinfiguren der Spitze den Leitfaden bieten; sehr durchbrochene Spitze unterlegt man auch wohl mit Atlas größeren Effekts halber. Bordüren aus Wollbällchen, Plüschleinwandung obere Abschlüsse; ferner Larde-Bordüren venetianischen Stils, mit bouclé-Seide gefüllt und auf Stoff appliziert, Madrasgewebe sind hierhergehörige Stoffe, während die Tischläufer, die Paradehandtücher, Büffet- und Haushaltungsdecken wach- und weniger kostbare Stoffe für sich beanspruchen. Leffing-, Kongress- und sandriß keinen, Kongresscanevas u. s. sind für venetianische, für Stiel- und Plattstichstickerei mit Glanzgarn, Zwirn, buntem Garn die geeignete Folie, während man für Tisch-, Wiegen- und Korbdecken mehr wollene Stoffe, wie Möbelgranit, Welpel, Fries oder Tuch, Bourrette, Crèpestoff u. dgl. vorzieht. Neu sind römische Decken, nach alten Originalen gefertigt, aus blauem Fries mit roter Luchleinwandung und im Fond mit starkem ungeschliffenen Zwirn oder mit Glanzgarn in langen, losen Stichen übersticht; Dessin in Linienzeichnung ganz einfacher Art. Von der Kreuzstichstickerei mit buntem Garn der „Leinenstickerei“ hat die Mode sich etwas abgewendet. In ganzen wird die Phantasiestickerei, d. h. allerlei Stichtarten mit bunter Seide mehr bevorzugt, und selbst solche Gegenstände, die direkt dem Leinenshrank angehören, wie Paradehandtücher, Servierdecken u. s. werden mit allegorischen Figuren in Phantasiestickerei oder dem entsprechenden Dessins besetzt. Durchbrochene Gewebe für Decken, im Fond quadriert, oder durchbrochene Bordüren übernäht man gleichfalls im Plattstich, die geraden Linien des Gewebes für geometrische Figuren benutzend.

Bezugsquellen: Stiebel und Schmidt, Berlin, Friedrichstraße Nr. 78, Abb. 1, D. Krappe, Berlin, Leipzigerstraße Nr. 129, Abb. 2-4.

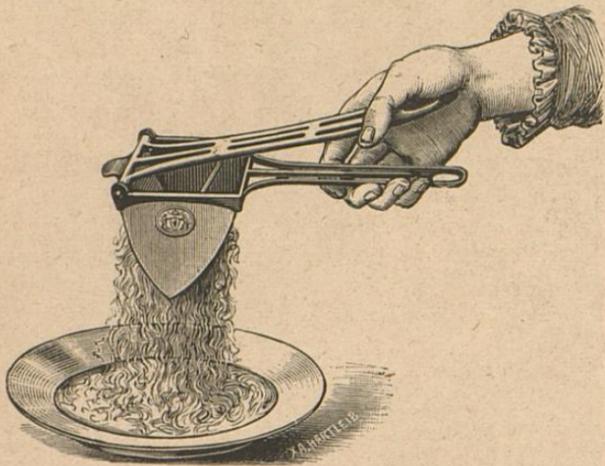
Postscript.

In dem Augenblick, da wir mit diesem Bericht unter die Presse gehen, trifft auf unserer Redaktion ein Ankömmling ein, dem von der Damenwelt, mehr noch von der Männerwelt, seit geraumer Zeit mit Furcht und Sorgen entgegengeesehen wurde: die erste Kri-noline! Wir beschränken unsere Empfindungen bei diesem Eventement für heute auf die einfache Anzeige, überzeugt, daß schon diese bei unseren Leserinnen eine lebhafte Bewegung hervorrufen wird. Weiteres behalten wir uns für die nächsten Nummern vor.



Wirtschaftsplaudereien.

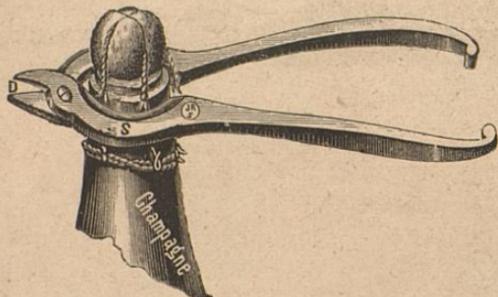
Neueste Püree- und Saftpresse für den Küchengebrauch. Unsere Skizze zeigt eine Handpresse, welche sich ganz besonders zur Herstellung von Püree jeder Art empfiehlt...



preßt man dessen Inhalt zu Püree, Fruchtsaft u. s. w. Das erhaltene Püree fällt fein und gleichmäßig aus. An der Hinterseite des Reservoirs befindet sich ein kleiner blattartiger Aufsatz...

Haarwellenkrauser. Einen eigentümlichen Haarwellenkrauser hat der Friseur Robert Wendt in Breslau erfunden und sich denselben durch das Patentbureau von Richard Lüders in Göttingen in Deutschland und den meisten anderen Staaten patentieren lassen...

Neueste Champagner-Ränge zum Öffnen der Flaschen. Die nebenstehende Abbildung veranschaulicht eine aus vernickeltem Stahl hergestellte, sauber ausgeführte Range, welche das Öffnen von Schaumweinflaschen bequem und mühelos macht...



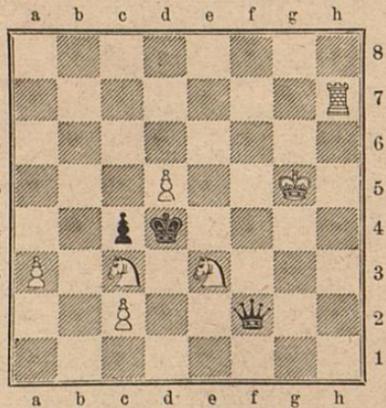
Druck, unter gleichzeitiger Drehung der Range nach rechts und links, mit den scharfen Innenrändern (S S) die über Flaschentopf und Kork laufenden Verschlussdrähte und Bindfäden. Sollte hier und da ausnahmsweise ein Draht nicht durchschnitten sein, so dient zur Nachhilfe — und Schonung der Range — der Reiberbe-Drahtschneider (D). Der kleine Apparat wird zum Preise von 5 Mark verkauft.

Schach.

Aufgabe Nr. 155.

Motto: „My home is my castle.“

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 153 Seite 211.

Weiß.

Schwarz.

- 1. L d 2 — g 5 drohend matt durch D c 8 — c 2.
2. D c 8 — f 5 matt.
A. K d 3 — e 4 oder beliebig anders.
2. D c 8 — f 5 oder — c 2 matt.

Bauberschere für den Familienkreis.

(Nachdruck verboten.)

Antispiritistische Manifestationen. Man lasse von fremder Hand die beiden Daumen mit Hilfe einer starken Schnur oder eines Bandes so fest als möglich binden und Knoten und die so gefesselten Hände mit einem Hut bedecken. Sofort ist der Manipulierende imstande (selbstverständlich mit Hilfe der Geister) unter dem Hute hervor die eine oder andere Hand frei zu machen und allerhand Matoria zu treiben...

Erklärung. So unerklärlich diese Piere den Zuschauern erscheint und so viel Aufsehen derartige auf demselben Prinzip beruhenden spiritistischen Experimente gemacht haben, so einfach ist die Lösung.

Fig. 1.

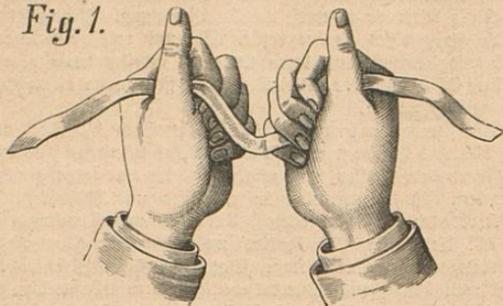
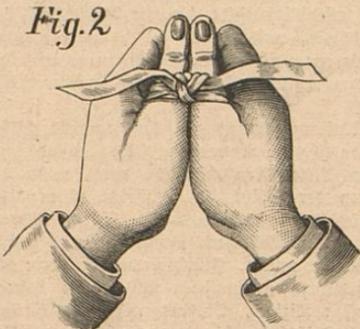


Fig. 2.



Alsdann läßt man die Daumen beliebig fest binden (Fig. 2) und Knoten und bedeckt dann die so gefesselten Hände mit einem Hut. Durch die Lage der Schleife ist man, wie aus Vorstehendem erhellt, jederzeit imstande, die eine oder andere Hand mit Leichtigkeit (nach Fig. 3) unter dem Hute vorzubringen, mit derselben sowohl im Hellen als auch im Dunkeln allerhand spiritistischen Matoria zu treiben und ebenso schnell — unter dem Schutze des Hutes — in die frühere Lage zu bringen. Nach jedesmaliger Manifestation lasse man den Hut abnehmen, um die unversehrten Knoten den Anwesenden zu zeigen. Schließlich lasse man den Knoten aufbinden und streife dann schnell das Band in seiner Länge aus einander.

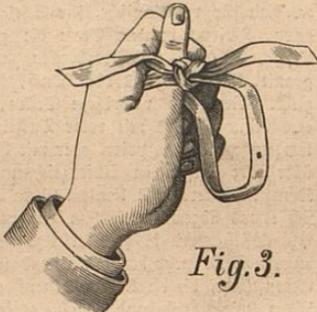
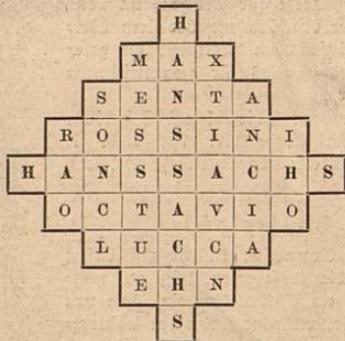


Fig. 3.

Auflösung des Diamant-Rätsels Seite 211.



Auflösung der Permutations-Aufgabe S. 232.

„Abalbert von Chamisso“.

- 1. Athem 2. Dahn 3. Abel
4. Linie 5. Borneo 6. Ebers
7. Nettig 8. Talma 9. Bafe
10. Otter 11. Neger 12. Cholera
13. Halm 14. Abend 15. Modena
16. Irene 17. Streit 18. Sache
19. Olive.

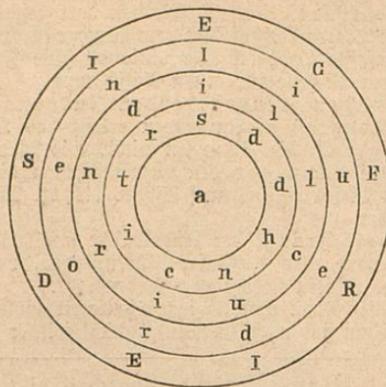
Ausgegrabenes altrömisches Bildwerk.

Wer löst die Inschrift?



MA MADI ES ERE I VENUS SIS
TEBEN HERA BG EYA L LEN

Auflösung des Ringrätsels Seite 211.



Korrespondenz.

Anonyme Zuschriften bleiben fortan ausnahmslos unberücksichtigt, nur Fragesteller, die ihre Adresse und ihre Bezugsquelle des „Bazar“ angeben, können auf Antwort an dieser Stelle oder brieflichen Bescheid rechnen.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. W. W. in N. Wir sind nicht im Besitze der Adresse einer in Württemberg gelegenen Bettfedern-Reinigungsanstalt; vielleicht erhalten wir sie durch diese Notiz. Als Berliner Adresse nennen wir Heint. W. Jägerstr. 2. — Fr. L. in B. — C. Z. in B. Wir verweisen Sie auf den Titel „Das Waschen der Spitzen“ beschriebenen ist. Dasselbe Verfahren gilt auch für Gardinen. — L. v. R. ... bei Gr. 1) Satinkleider werden am besten unzertrennt chemisch gereinigt, z. B. bei Spindler oder Judlin in Berlin. 2) Gold-cream; in jeder Apotheke zu haben. — Fr. W. Z. Zur Herstellung von Knopflochern von verstellbarer Größe in genauem Abstände von der Stoffkante und in gleichen Abständen von einander durch einen einzigen Schnitt, ohne daß vorherige Markierung nötig wäre, ist neuerdings eine Knopflochschere konstruiert worden. Dieselbe wird von der Razor Blade Shears Manufacturing Co. in Chillsicthe, O., Vereinigte Staaten von Amerika fabriziert und soll sich für schnelles, präzises Arbeiten brauchbar erweisen. Ob die Schere bereits auch in Deutschland zu haben, ist uns nicht bekannt.

Kosmetik und Gesundheitspflege. M. N., Trief. — W. in W. Haarbleichwasser (das ist Wasserstoffsuperoxyd) wird unter den verschiedensten Namen, als Auricomus, Golden hair water &c. oft zu sehr teuren Preisen verkauft. Es ist schlecht bereitet, leicht zerfällt und so kommt es vor, daß man für schweres Geld ein ganz unwirksames Mittel erhält. Ein haltbares Wasserstoffsuperoxyd wird von W. Lindner & Co., Berlin O., Sophienstraße fabriziert und zu mäßigem Preise verkauft. Die Anwendung dieses Mittels zum Haarbleichen (Blondfärben) ist ohne Gefahr für die Gesundheit; es ist eben nur ein so zu sagen mit Sauerstoff chemisch überladenes (oxybiertes) Wasser. Der erregte (aktive) Sauerstoff bleicht die dunkle Haarfarbe und es bleibt lediglich Wasser zurück. Ergrautes Haar kann mit Wasserstoffsuperoxyd nicht blond gefärbt werden; wie aus dem Gesagten hervorgeht, ist es ein Entfärbungs-, kein Färbemittel. — Abonnent in L. D. Meißners Kräuflöl haben wir noch nicht in Händen gehabt. Wir sind bereit dasselbe auf seine Unschädlichkeit unteruchen zu lassen, wenn Sie uns eine Originalflasche einsenden wollen. — A. Sch. in Gr. Lesen Sie unsere Mitteilungen über frühzeitiges Ergrauen auf Seite 192, Jahrg. 1884 des Bazar. Bestimmte Mittel gegen dieses Uebel giebt es leider nicht. — H. G. in C. 1) William Linton's Hair-Elixir erfüllt ebenso wenig als irgend ein anderes als Haarwuchs befördernd gerühmtes Mittel, das, was es verspricht. Nach der Untersuchung von Dr. Schädel besteht das Hair-Elixir aus einer Lösung von 5,6 Prozent Glycerin, 1,4 Prozent Kochsalz in 88 Prozent Wasser, parfümiert mit Bergamottöl. — 2) Jedes der verbreiteten stenographischen Systeme hat seine Vorzüge und Schwächen. Wir erlauben uns kein Urteil darüber, welchen der Vorzug zu geben, sicher ist, daß in allen Systemen Tüchtiges von Tüchtigen, Stimmerhaften von Stimmern geleistet wird.

Haushalt und Küche. Marentia. — Fr. W. in B. 1) Röhren die Fleden in der Marmorplatte von Zeit her, so entfernt man sie, indem man gebrannte Magnesia mit Benzol zu einem Brei anrührt und diesen auf die Fleden aufträgt. Nach dem Verdampfen des Benzins bürstet man das zurückgebliebene Magnesiapulver, in welches das Fett eingezogen ist, vom Marmor ab. Wenn nötig wiederholt man diese Behandlung. — 2) Das beste Hausmittel für rauhe, zum „Aufspringen“ geneigte Hände ist das allabendliche Bestreichen mit frischer Gold-cream und sorgfältiges Abtrocknen der Hände nach dem Waschen oder wenn sie sonst wie feucht wurden.

Abonnements-Einladung.

Zum bevorstehenden Quartalwechsel eruchen wir unsere geehrten Leserinnen für rechtzeitige Erneuerung des Abonnements pro III. Quartal (Juli — September) Sorge tragen zu wollen.

Gleichzeitig erlauben wir uns darauf hinzuweisen, daß von jetzt ab — um vielfach geäußerten Wünschen zu genügen — für die

Moden-Nummern

eine größere Schrift Anwendung findet und daß außerdem der reiche Inhalt des „Bazar“ in übersichtlicherer Gruppierung dargeboten werden wird. Auch erscheinen die

Unterhaltungs-Nummern

in wesentlich mannigfaltigerer und reichhaltigerer Ausstattung, als bisher, da der Kreis unserer Mitarbeiter bedeutend erweitert ist. Schon jetzt dürfen wir Beiträge in Aussicht stellen von Gräfin Vallesfrem, Graf Vandissin, D. Verkamp, Ottomar Beta, Gräfin Bethusy-Huc, Fr. Bodenstedt, Oskar Cordel, E. von Dinklage, Dr. E. Eckstein, Jul. Falke, Th. Fontane, Ilse Frapan, Dr. R. Frenzel, Dr. A. Friedmann, Dr. Glaser, Claire v. Glümer, Jenny Hirsch, Hans Hopfen, Helene v. Hülsen, Dr. E. Jacobsen, Gust. Kadelburg, A. D. Klausmann, Dr. S. Klette, Dr. A. Kohut, E. Ladowitz, Dr. H. Lingg, Jul. Lohmeyer, Dr. A. Lorzing, Gebrüder Adolf und Karl Müller, L. Pietsch, Elise Polko, G. zu Puttk., P. Rosegger, Dr. R. Ruf, Prof. Dan. Sanders, P. v. Schönthan, Dr. H. Seydel, Jul. Stettenheim, Dr. Jul. Stinde, A. Trinius, Joh. Trojan, Dr. D. Welken, Dr. E. Wiertz, Dr. L. Ziemssen und vielen anderen.

Stets bestrebt, den Interessen der Frauenwelt zu dienen, hofft der „Bazar“ auch ferner ein willkommener Gast in jeder Familie zu sein.

Die Redaktion.